

SONDERABDRUCK

AUS

**BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER TECHNIK UND INDUSTRIE. JAHRBUCH DES
VEREINES DEUTSCHER INGENIEURE, HERAUSGEGEBEN VON CONRAD MATSCHOSS**

1913: 5. BAND

SPRINGER-VERLAG BERLIN HEIDELBERG GMBH

Ferdinand von Miller, der Erzgießer.

Zur Erinnerung an die 100. Wiederkehr seines Geburtstages.

Von

Conrad Matschoß Berlin.

NICHT IM HANDEL

ISBN 978-3-662-23705-2 ISBN 978-3-662-25794-4 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-662-25794-4

Inhalt des 5. Bandes.

	Seite
Ludwig Franzius, Oberbaudirektor der Freien Hansestadt Bremen 1875 bis 1903. Von Geh. Baurat Professor G. de Thierry, Berlin	1
Die Mühle im Rechte der Völker. Von Professor Dr. Carl Koehne, Berlin	27
Johann Andreas Segner. Von Dr. Karl Keller, München, vormals Professor in Karlsruhe	54
Beiträge zur Geschichte der Werkzeugmaschinen. Von Professor Dr.-Ing. Hermann Fischer, Hannover	73
Die prinzipielle Entwicklung des mitteleuropäischen technischen Baurechtes aus dem römischen Rechte. Ein vergleichender Beitrag zur technisch-juristischen Kulturgeschichte. Von Ingenieur Cand. jur. Dr. phil. J. Stur, Wien	124
Das Steinschloßgewehr und seine fabrikmäßige Herstellung in den Jahren 1800 bis 1825. Von Geh. Regierungsrat W. Treptow, Charlottenburg.	143
John Haswell. Von Dr. techn. Rudolf Sanzin, Wien	157
Ferdinand von Miller, der Erzgießer. Zur Erinnerung an die 100. Wiederkehr seines Geburtstages. Von Conrad Matschoß, Berlin	174
Die Entwicklung der Straßenbahnwagen. Von H. Bombe, Berlin	214
Die ersten betriebfähigen Dampfmaschinen in Böhmen. (Ein Beitrag zur Industriegeschichte Böhmens.) Von Dr. techn. H. Fuchs, Prag und Professor Ing. A. Günther, Pilsen	230
Geschichte der Maschinenfabrik Nürnberg. Die Begründung und Entwicklung der Werke Nürnberg und Gustavsburg der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A. G. (M. A. N.) Von Conrad Matschoß, Berlin	244
Christopher Polhem und seine Beziehungen zum Harzer Bergbau. Von Ingenieur Otto Vogel, Düsseldorf	298

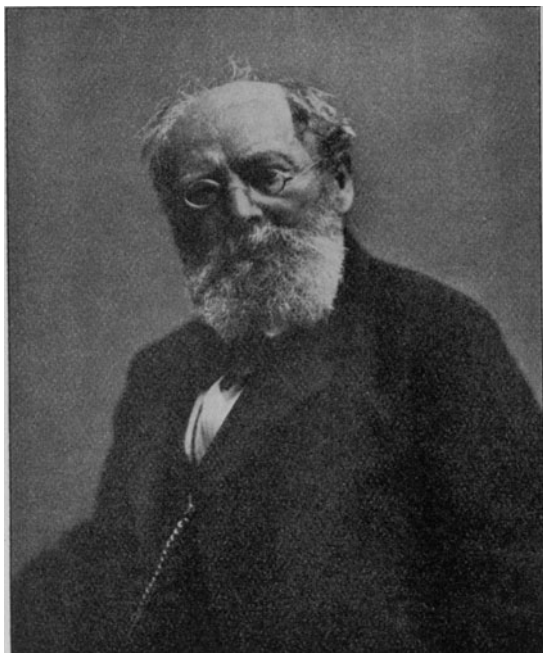
Ferdinand von Miller, der Erzgießer.

Zur Erinnerung an die 100. Wiederkehr seines Geburtstages.

Von

Conrad Matschoß, Berlin.

Am 18. Oktober 1813, dem Tag des Völkerringens auf Leipzigs Boden, wurde in dem kleinen, einige Stunden von München entfernten Marktflecken Bruck im



Ferdinand von Miller
geb. 18. Okt. 1813 gest. 11. Febr. 1887

Ampertale Ferdinand Miller geboren. Wie sich aus dem Knaben der weit über Bayerns und Deutschlands Grenzen berühmte Erzgießer entwickelte, wie dieser lebte, arbeitete, und wie er durch seine begeisterungsvolle Hingabe an das, was er für richtig erkannt hatte, immer wieder von neuem seine Umgebung mit fortriß, davon soll hier einiges erzählt werden. Daß dies möglich ist, verdanken wir seinem Sohn Fritz von Miller, der das Leben seines Vaters für Enkel und Enkelkinder erzählt hat. Als Manuskript gedruckt, ist die prachtvolle Schrift in München 1904 herausgegeben worden. Nur dem engen Freundeskreis und der Familie zugänglich, sei ihr das entnommen, was für jeden, der Interesse hat für große Menschen auf dem technischen Schaffensgebiet, wertvoll ist.¹⁾

Der Vater des Erzgießers, Josef Anton Miller, 1785 geboren, war Uhrmacher. Er stammte aus Aichach, wo sein Vater Müller war. Als junger Handwerksge-

¹⁾ Die Schrift stellte mir auf meine Bitte Herr Dr.-Ing. Oscar von Miller zur Verfügung. Persönliche Rücksprachen mit dem Verfasser der Schrift, Herrn Prof. Fritz von Miller, der in dankenswerter Weise den Abdruck der für die Biographie so wichtigen eigenen Berichte Ferdinand von Millers gestattete sowie der Besuch der Erzgießerei, des Museums der Gießerei und der betr. Abteilung des Deutschen Museums boten Ergänzungen zu der genannten Hauptquelle der folgenden Darlegungen.

war Josef Miller nach Wien gewandert, auch nach Ungarn gekommen, und hatte sich schließlich 1810 in Bruck im Ampertale (gewöhnlich Fürstenfeldbruck nach dem benachbarten Kloster Fürstenfeld genannt) in einem kleinen bescheidenen Häuschen am Marktplatz niedergelassen. Der Vorbesitzer war auch ein Uhrmacher gewesen, und so konnte denn Josef Miller für 900 Gulden Haus und Werkstatt nebst Garten und Feldern erstehen. Er verheiratete sich bald darauf mit Juliana, der Tochter des im ganzen Ort geehrten Hufschmieds Augustin Stiglmaier, den man im Dorf den Hennenschmied nannte, weil er in seiner Kunst so erfahren sei, daß er sogar für eine Henne ein Hufeisen machen könne. Ferdinand, dem Erstgeborenen, folgten noch vier Söhne und fünf Töchter. Das kleine Häuschen wurde bald recht eng und der Verdienst des bescheidenen Uhrmachers wollte kaum ausreichen. Man mußte noch einen Kramladen aufmachen, in dem man Kaffee, Zigarren und Seife erstehen konnte. Auch das Amt eines Lottokollekteurs übernahm der Uhrmacher. Nur die große Tüchtigkeit der Hausfrau und des Hausvaters konnte unter diesen schwierigen Verhältnissen durchkommen und den Kindern noch dazu eine fröhliche Jugend verschaffen, die sie nimmer vergessen konnten.

Der älteste Sohn Stiglmaiers des Hennenschmieds, also der Onkel des Ferdinand Miller, geboren am 18. Oktober 1791, war, da der Geistliche des Ortes in ihm künstlerische Fähigkeiten entdeckt hatte, nach München zu einem Goldschmied Streissl in die Lehre gekommen. Dieser Onkel Stiglmaier sollte eine große Rolle im Leben des jungen Miller spielen. Die ersten Jugendjahre, in der Ungebundenheit der dörflichen Umgebung, genoß der junge Miller mit frischem Sinne. Er wird uns als lustiger, zu allen Streichen aufgelegter Junge geschildert, mit dem höchstens nur der eine oder andere mißmutige Einwohner des Ortes nicht ganz zufrieden war. Aber bald hieß es für ihn, Abschied von der Heimat nehmen und in die Fremde pilgern; war doch für die damaligen Verkehrsverhältnisse München 7 Stunden weit in der Welt da draußen, und hier sollte er schon mit 10 Jahren hin, um sich eine Ausbildung zu erwerben, die er in Bruck nicht erhalten konnte. Der Onkel Stiglmaier nahm ihn in sein Haus und sandte ihn zur Schule. Die Schulzeit von 1823 bis 1826 in München hat Miller zu den glücklichsten Zeiten seines Lebens gerechnet. Nur zu früh war sie zu Ende. Mit 13 Jahren glaubte der Onkel die Zeit gekommen, daß sich der Junge selbst etwas verdienen könne. Von Berufswahl und Berufsberatung, wovon man heute so viel hört, kannte die damalige Zeit noch wenig. Wofür so ein junger Mensch paßte, das wußten die alten Herren besser, und keinem wäre es eingefallen, den Jungen zu fragen, was er denn nun gern werden wolle. In der Nähe der Wohnung Stiglmaiers lag die Goldschmiedewerkstätte, in der er selbst gelernt hatte. Der Inhaber suchte gerade einen Lehrling, und so wurde der junge Miller ein Goldschmiedelehrling. Wie es ihm in dieser Lehrzeit ging, wie er nach einem Wechsel des Lehrherrn endlich die Erlaubnis bekam, sich in einer Feiertagschule weiterzubilden, wie er hier den ersten Preis erhielt und dann zur Erzgießerei kam, das erzählt er selbst in seiner packenden Darstellung wie folgt:

„Das war für mich ein schwerer Abschied von dem geliebten Lehrer, und die Sehnsucht nach der Schule wurde um so größer, als mir die neue geistlose Tätigkeit: Löffel schleifen, Halsketten aussieden, mit der Drahtbürste den langen Tag Silber abkratzen oder wenn es weit kam, eine Nadel für die Riegelhauben oder eine formlose Eichel an den Ridikül, nach keiner Weise eine Beschäftigung war, die mir zusagte. Ein grober Lummel von einem Hausknecht war mein Umgang, ein bissiger, böser Tyrann mein Lehrmeister, eine kalte Kammer im fünften Stock, wo mir die dünne Wolldecke am Morgen an den Mund gefroren war, meine Wohnung, eine alte, 70jährige ehemalige

Krautfrau, die Frau Naßlin, die neben meiner Kammer immer eine warme Stube hatte, meine Vertraute und einzige Freundin.

Ich fühlte mich so unglücklich, und eine Wehmut, von der ich bisher nie eine Ahnung hatte, bedrückte meine Seele; als mir eines Tages mein Lehrmeister den unberechtigten Vorwurf machte, ich hätte gelogen, lief ich davon.

Nun kamen für mich noch schlimmere Tage. Ich nahm meine Zuflucht wieder dahin, wo ich bisher gewesen, zu dem Bruder meiner Mutter. Mein sonst so gütiger Onkel nahm mich kalt und ungnädig auf, schickte mich in die Erzgießerei, wo ich die niedrigsten Arbeiten verrichten mußte, gar nichts lernte und für einen verkommenen Taugenichts gehalten und auch so behandelt wurde.

In dieser traurigen Zeit war es wieder meine liebe gute Mutter, die mir als rettender Engel beistand. Sie suchte und fand für mich einen anderen Lehrmeister in der Person des Goldschmiedes und Silberarbeiters Bartholomä Mayerhofer, der seine Werkstatt am Frauenplatz und dem Thiereckgäßchen an der Stelle erbaute, wo nicht lange vorher das Glaserhaus eingefallen war, in welchem der nachmals berühmte Optiker Fraunhofer als Glaserlehrling verschüttet wurde.

Mein neuer Meister war ein braver, wohlwollender, ernster Mann, seine Frau eine tüchtige, gescheite, aber strenge Hausfrau. In dem Hause herrschte eine große Ordnung und echt altbürgerliche Einrichtung. Alles war nach Minuten eingeteilt. Früh 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr, ging Mayerhofer spazieren, um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr beide in eine hl. Messe, um 8 Uhr wurde das Verkaufsgewölbe geöffnet. Dieser ehrwürdigen, im Geschäft immer tätigen Frau habe ich viel zu danken. Sie machte mich auf all meine Fehler aufmerksam und lehrte mich den Umgang mit fremden Leuten. Ich durfte bei hohen und höchsten Herrschaften Silberwaren zum Verkauf anbieten und verkaufen. Die Kost war zwar sehr einfach, aber mittags immer gut und reichlich. Mein Lehrmeister vertraute mir eine Menge Arbeiten an, die mir neu waren und Freude machten. Wenn man ihn nicht gleich verstand oder etwas verdorben hatte, so sagte er gewöhnlich, aber im strengen Ton: ‚Gelt, du bist halt noch ein ungeschickter Bub‘.

Wäre nicht ein Stiefsohn, Josef Westermayr, gewesen, ein eingebildeter, verzogener Mensch, der seine Freude daran hatte, dem Lehrling zu zeigen, wie tief in damaliger Zeit ein Lehrbub stand, und was man ihm alles antun konnte, so wäre ich damals unendlich glücklich gewesen und hätte gerne vergessen, daß sich meine Mutter, weil sie kein Lehrgeld bezahlen konnte, verpflichten mußte, mich sechs Jahre lang in der Lehre zu lassen.

Wäre mein Meister nicht so gütig gewesen, mich als Weilarbeit, d. i. Nacharbeit, Löffel machen zu lassen, die mir bezahlt wurden, so hätte ich meinem Vater bis zum 19. Jahre zur Last fallen müssen.

Mayerhofer war auch im Münchener Magistrat und wurde einstmals kommandiert, der Preiseverteilung der Feiertagsschule beizuwohnen. Er liebte diese Anstalt nicht und hielt sie für verderblich, weil sie die jungen Leute verhinderte, an Sonn- und Feiertagen ihre Pflichten gegen Gott und Kirche zu erfüllen. Er ließ daher keinen Lehrling in diese Schule, konnte es aber doch nicht verwinden, mir zu sagen, als er an jenem Sonntag Nachmittag heimkam: ‚Heut hättest du im Rathaus sein sollen, da haben lauter Lehrbuben die schönsten Preise bis zu 150 Gulden erhalten.‘ Ich faßte den Mut, ihm zu antworten: ‚Wenn Sie mich in die Feiertagsschule gehen ließen, so wäre ich auch unter den Preisträgern.‘ — Er lächelte und sagte: ‚Nun, das können wir ja probieren.‘

Als ich ihn beim Beginne des Schuljahres bat, ob ich mich in die Feiertagsschule einschreiben lassen dürfe, machte er zwar ein saures Gesicht, erinnerte sich aber doch an sein gegebenes Wort. — Ich hatte eine große Freude, als ich nach zweijähriger Pause wieder in die geliebten Räume der höheren Bürgerschule eintrat. Ein braver Lehrer, namens Stengel, erinnerte mich wieder an die früher erlernten, aber fast vergessenen Kenntnisse. In der höheren Klasse des nächsten Jahres hatte ich an dem Lehrer Widdel einen wahren väterlichen Freund. Er war ein ausgezeichnete Mathematiker, und da die meisten Buben keine große Aufmerksamkeit für diesen seinen Lieblingsunterricht hatten, so beschäftigte er sich viel mit mir allein. Ihm danke ich die Grundlage zu meinem späteren Selbstunterricht, auf den allein ich angewiesen war.

Nun kam die bewegte Zeit der nahenden Preisverteilung. — Der Stifter dieser Preise hatte nicht nur bedungen, daß die Lehrer die Preisträger bestimmen, sondern sämtliche Schüler mußten erklären, welchen sie für den Würdigsten hielten. — Da saß im Zimmer

des Inspektors in gestickter Uniform Herr Schulrat Weichselbaumer, an seiner Seite sämtliche Lehrer; ein Schüler nach dem andern wurde hereingerufen, und der Herr Schulrat stellte in ernstem Tone die Frage: „Welchen deiner Mitschüler hältst du für den Würdigsten?“

Daß ich von den Lehrern für den ersten Preis bestimmt war, das wußte ich wohl, aber recht bange Tage schlichen dahin, bis ich das Resultat der Wahl meiner Mitschüler erfuhr. Mit allen Stimmen gegen zwei wurde ich gewählt, und schon am Sonntag darauf war die Preisverteilung. Niemand wußte davon. Nur meine gute Mutter hatte ich gebeten, nach München zu kommen. Welch ein Hochgefühl für mich, als ich meinen Onkel und Firmpaten und meinen Lehrmeister Mayrhofer am Tische des Magistrats sitzen sah, mein Name als erster Preisträger verkündet und unter dem Schalle von Trompeten und Pauken mir ein in roter Seide liegender Kapitalbrief auf 150 Gulden überreicht wurde. Als ich heimkam, war mein guter Mayerhofer noch so erfreut, daß er mir ein ganzes Jahr meiner Lehrzeit schenkte. Auch mein Onkel wurde wieder der alte und nahm mich mit Liebe auf; zwar gefiel mir sein Vorschlag, als Ziseleur in die Erzgießerei einzutreten, nicht sehr, die trüben Erinnerungen waren noch zu lebhaft, und ich hatte die Goldschmiedekunst zu lieb gewonnen, aber das Versprechen, die Akademie der bildenden Künste besuchen zu dürfen, hob mich über alle Bedenken hinweg. Und so war dieser Preis die Veranlassung, daß ich wieder in die Erzgießerei zurückkam, in der ich mein Lebensglück begründete.“

Als Miller den Preis erhalten hatte, da war auch seine Stellung unter den Gesellen begründet. Man gab ihm gern schwierige Aufgaben, wo er nach eigenen Ideen arbeiten konnte. Sein Lehrmeister hatte ihm versprochen, ihm das letzte Lehrjahr zu schenken, er nahm zwar sein Wort nicht zurück, wollte aber doch auch nicht gern den geschickten Arbeiter entbehren, und so verlangte er denn das Gesellenstück, ohne ihm aber die Zeit zu seiner Anfertigung zu geben. Doch Miller wußte sich zu helfen. In der Dachstube arbeitete er an seinem Gesellenstück. Da man nicht hören durfte, daß er arbeitete, so pflegte er sein Arbeitsstück sorgfältig mit Lappen zu umwickeln. Das Stück wurde fertig und am 16. Juni 1832 rückte Miller vom Lehrling zum Gesellen empor.

Neun Jahre war jetzt Miller in München, und manches hatte sich auch beim Onkel Stiglmaier geändert. Stiglmaier war zuerst Graveur an der Königlichen Münze. Im eigenen Studium bildete er sich zu einem angesehenen Bildhauer aus. Sein Vorgesetzter in der Münze, Leprieur, unterstützte ihn in seinem Fortkommen, und der Wunsch König Max I., den Italienern die sorgfältig gehütete Kunst des Erzgießens abzulernen, führte den jungen Stiglmaier 1819 nach Italien. Er ging nach Neapel, um dort von Righetti den Hohlguß von Figuren näher kennen zu lernen. Der Künstler wies ihn aber ab, und Stiglmaier war auf sich selber angewiesen. Kurz entschlossen mietete er sich im Palazzo Caniati einen Keller, er richtete sich hier eine vollständige Gießerei mit Schmelzöfen ein und suchte sich so, nur gestützt auf das, was er gehört hatte, eigene praktische Erfahrungen zu erwerben. Sein Freund, der Bildhauer Haller, hatte eine zwei Fuß hohe Figur des Phidias modelliert. An dieser hat er hier seine Kunst zuerst erprobt. In seinem Tagebuch beschreibt er ungemein packend und anschaulich diese ersten Versuche und gibt uns damit zugleich ein packendes Bild von den Schwierigkeiten, die die Techniker jener Zeiten zu überwinden hatten.

„Den 22. September 1820 kam Hallers Phidiasgruppe aus Rom in Neapel an. Der junge Caetano Desimona half mir die Gipsform machen, und ich probierte den hohlen Wachsabguß, den ich sorgfältig reparierte. Ich wog ihn, er hatte 10 Rottoli, daher ich 90 Rottoli Erz zum Gusse haben mußte.

Nun machte ich die verschiedenen Eingangskanäle und Luftabzüge aus Wachs daran, und zwar so, daß das Erz von unten heraufsteigen mußte.

Ein Metallschmelzer, namens Beccali, gab mir den Rat, die Haupteingüsse über dem Kopfe zu vereinigen und von da direkt bis zu dem Sockel zu führen, wodurch die Luft ruhig ausgetrieben würde und die morschgeglühte Form weniger vom eindringenden Metalle leide.

Ich grub nun in meinem Keller eine Grube, sieben Palmi tief und ebenso weit, wobei ich in diesem meinem Gußhause den Vorteil hatte, daß der Boden aus lauter Pozzolana, einer feinen, vulkanischen Erde, bestand, die man zum Eindämmen der Form gut gebrauchen konnte. Den Boden zur Form baute ich aus Ziegelsteinen, einen Fuß dick; darauf stellte ich einen Holzkasten, hing das hohle Wachsmo- dell in diese Kiste und goß dieselbe ganz mit feuerfestem Lotto aus. Schon nach einer Stunde war die Masse fest geworden, was einen guten Erfolg hoffen ließ. Am 9. Oktober wurde die Kiste abgenommen, die Gußlöcher ausgeschnitten, Eisenstangen um die Form geklammert eine Mauer um dieselbe mit vier Zoll Abstand gebaut und abends 6 Uhr das Kohlenfeuer angezündet. Schon um Mitternacht fing das Wachs zu fließen an, was bis zum Morgen dauerte; das Glühen der Form setzte ich aber fort. Da hörte ich in der zweiten Nacht einen starken Knall in der Form, der mich sehr erschreckte; die Luftlöcher öffneten sich, und starker Qualm drang heraus. Nachdem nun die ganze Form durch und durch geglüht war, ließ ich das Feuer in der dritten Nacht allmählich ausgehen; den 13. Oktober kaufte ich 100 Pfund Kupfer und 150 Pfund Messing, und am Sonntag, den 14., sollte früh morgens gegossen werden.

Die Metallmasse teilte ich in drei Schmelztiegel, wozu drei Schmelzöfen und drei Blasbälge nötig waren. Während das Metall geschmolzen wurde, verstrich ich die Feuer- risse der Form, umhüllte sie mit Erde und dämmte sie fest mit den Füßen ein. In zwei Tiegeln war das Metall bald flüssig, im dritten wollte es nicht schmelzen. Das Feuer mochte nicht brennen, der Blasbalg blies nicht gut, das Gerüst des Blasbalges brach entzwei, ich band es mit Stricken zusammen, die wieder rissen, und so verstrich der ganze Morgen.

Der Gießer Beccali, entmutigt durch diese bösen Vorzeichen, hatte bange, die ein- gedämmte Form würde feucht werden, und so mußte ich endlich doch das Zeichen zum Gusse geben.

Ein von mir erbetener Glockengießer namens Vincenzo übernahm den ersten Tiegel, setzte ihn aber so ungeschickt an die Form, daß das flüssige Metall statt in das Gießloch in die Luftröhren eindrang und sich da sogleich verkrustete. Unterdessen kam ich mit dem zweiten Tiegel und traf richtig das Gußloch, als aber Beccali den dritten Tiegel ausgießen wollte, strömte durchaus kein Metall mehr in die Form.

„Siamo perduti!“ rief Beccali aus, ergriff eine Schaufel und rannte sie wütend in den Bauch des Blasebalges.

Am 7. November begann Stiglmaier die Arbeit von neuem: „Nachdem ich den Wachsguß wie das erstemal gemacht hatte, setzte ich die Röhren für Guß- und Luftlöcher nicht mehr wie das erstemal über dem Kopfe an, sondern ließ sie außen neben der Figur herlaufen. Die Form machte ich wie früher, nur hörte ich, daß es gut sei, in die Höhlung des Kernes Werg zu legen, weil dadurch der Kern leichter trocken und glühen würde.

Da meine Arbeit am Sonntag zum Glühen fertig, ich aber an einem Sonntage nicht mehr arbeiten wollte, machte ich mit Beccali und dem jungen Lazaroni Marino eine Fahrt nach Pompeji, mietete für zwei Ducati eine Carrhige, auf der sich noch andere Fahrgäste einfanden, die sich rückwärts auf den Karren stellten oder auf die Deichseln setzten, so daß das Pferd bald in der Luft schwebte, bald erdrückt zu werden drohte. Doch wir verlebten einen höchst interessanten Tag, aßen in Torre dell'Annunziata zu Nacht und kamen um 11 Uhr in unserem Keller wieder an, wo ich noch das Feuer zum Trocknen und Glühen der Form anzündete; 56 Stunden waren nötig, dieselbe zu durchglühen. Das Schmelzen des Metalles ging diesmal trefflich vonstatten, und ich konnte bald das Zeichen zum Gießen geben.

Beccali nahm diesmal den ersten, ich den zweiten Tiegel, Marino wollte den dritten ausheben, der war aber am Boden festgeschmolzen und Gefahr, das Metall werde diesmal unterm Gießen erkalten. Rasch kam ich mit einem vierten Tiegel, und Beccali half Marino den dritten Tiegel losbringen und goß auch diesen noch aus, aber es war alles umsonst, die Form füllte sich nicht — unbegreiflich! Wieder war der Guß mißlungen! Entsetz- lich, peinlich!

Als ich des andern Morgens die Form wieder ausgegraben, fand ich, welchen unklugen Rat ich befolgt, Werg in den Kern zu stecken. Das Werg verbrannte, und das Metall verkroch sich in die hierdurch entstandene Höhlung.“

Am andern Morgen wurde Stiglmaier durch einen unangenehmen Besuch überrascht.

„Die Bewohner des Palazzo Caniati hatten der Polizei angezeigt, daß ein junger Deutscher beständig Feuer im Keller unterhalte, und schon einmal eine Explosion stattgefunden habe, und der ganze Palast im Feuer aufgehen könnte. — Sofort das Feuer auszulöschen, war des Polizeimanns strenger Befehl, und nur mit vieler Mühe, nachdem ich ihm das Strafgeld sogleich bar bezahlt, gelang es ihn zu beruhigen und die Erlaubnis zu erhalten, ungestört weiterzuarbeiten.

Den 23. Dezember wollte ich in der Nacht den dritten Versuch machen, die Phidiasgruppe zu gießen. Allein wir waren sehr müde und hungrig und beschlossen, lieber in der Gießerei zu schlafen und dafür am frühesten Morgen das Metallschmelzen zu beginnen. Wir machten zwar noch Feuer, aber diesmal um Makkaroni zu kochen und Aalfische zu rösten. Dazu der schmackhafte Alice-Salat und der köstliche Rotwein — welch' eine herrliche Labung!

Wir streckten uns einer neben dem andern am Boden hin; da weckte mich morgens 3 Uhr der Gesang wallfahrender Frauen. In ihren betenden Gesang mischten sich die melancholischen Töne eines Zambugno; es war heute der Morgen des hl. Weihnachtsabend.

Nun wurde alles rasch zum Gusse bereit. Bald schimmerte die silberne Oberfläche des flüssigen Erzes. Nach genauer Verabredung gossen wir einer nach dem andern in großer Ordnung und Ruhe das Erz in die Form, und lustig spritzte es bald zu den Luftlöchern heraus — der Guß war gelungen.

Unsere Freude kannte keine Grenze mehr. Es erhob sich ein wahres Freudengeschrei, wir umarmten und küßten uns und überließen uns dem schönen Gefühle höchster Befriedigung. Wir tranken auf des Königs von Bayern und seines kunstliebenden Sohnes Wohl. Viva il principe! ertönte es in den Gewölben, während der liebliche Wein die ausgetrockneten Kehlen erfrischte. Aber nicht lange überließen wir uns der Ruhe, wir wollten unser Werk auch sehen. Rasch zerschlugen wir die Form, und als der Kopf des Phidias sichtbar wurde, schön und rein, stürzte der junge Pasquale hin, ihn zu küssen. — Aber o weh! — Der Kopf war noch heiß und verbrannte dem armen Neapolitaner, der heulend und schreiend komisch herumtanzte, das Maul.

Wer könnte beschreiben, wie glücklich ich war und welch schönes Weihnachtsfest ich feierte!“

Auf Grund der Erfahrungen, die er so mühsam sich erworben hatte, begründete er nun, 1823 nach München zurückgekehrt, weit draußen im Westen der Stadt eine Gießerei mit Ziselierwerkstätte. Die neue Werkstatt münchenerischen Kunstfleißes lag auf einer Viehweide, große Sandgruben waren in der Nähe. Die Gießerei war dem Königlichen Berg- und Salinenamt unterstellt und Stiglmaier wurde unter Verleihung des Titels eines Königlichen Inspektors die Leitung der Gießerei auf eigene Gefahr hin übertragen. So entstand eine wichtige Kunststätte Deutschlands, die nach dem Wunsch der bayrischen Fürsten zugleich auch eine praktische Schule für Bayerns Kunstgewerbe werden sollte. Allen Bayern war die Gießerei zugänglich. Jeder konnte sich hier Erfahrungen erwerben. In diese Gießerei trat Miller nach bestandener Goldschmiedelehre ein. Bald gewann er auch seinen neuen Beruf, der ihm wenig verlockend erschienen war, lieb. Er fühlte bald heraus, wie viel hier noch zu schaffen sei. Die Schwierigkeiten, die bei der unentwickelten Technik zu überwinden waren, reizten ihn, die Romantik, die damals noch alle diese „Feuerarbeiten“ umwob, mag nicht minder auf ihn eingewirkt haben. Aus seinen Schilderungen solcher Arbeiten, wie ich sie später noch anzuführen habe, merken wir heraus, wie stark ihn auch als Künstler diese, dem technischen Arbeitsprozeß innewohnende Schönheit gepackt hat.

Freilich vom Geldverdienen war noch wenig die Rede. Der Besuch der Akademie der Künste kostete einen großen Teil seiner Einnahme, und doch hätte gerade er, der Älteste, gern seine Eltern und Geschwister schon jetzt unterstützen mögen. Auch da sah er einen Ausweg. Nach Feierabend, wenn andere ihrem Vergnügen nachgingen, suchte er die Büsten bekannter Männer zu modellieren. Bis tief in die Nacht noch fertigte er Gipsabdrücke an, die er mit Gewinn für sich verkaufen konnte.



Fig. 1. Königl. Erzgießerei in München (um 1850).

Das erste große Ereignis in der Gießerei, das auf den jungen Miller tiefen Eindruck machte, war der Guß der „König-Max-Statue“ am 9. August 1832, der zuerst vollständig mißlang. Miller schrieb am folgenden Tage an seine Mutter:

„Teuerste Mutter! Mit schwerem Herzen muß ich Ihnen die traurige Nachricht schreiben, daß unser großer Guß gänzlich mißlungen ist. Ja, das war gestern ein trauriger Tag! Mittwoch nachts um 10 Uhr wurde geheizt. Das Metall schmolz so herrlich, daß es am nächsten Tage um $1\frac{1}{2}$ Uhr schon im Fluß war. Voll Freude wurde alles zum Gusse hergerichtet, der Kanal ausgeräumt und um 1 Uhr der Zapfen ausgestoßen. Sie können sich unsere bange Erwartung denken. Das Metall strömte so schön heraus, daß mir das Herz ordentlich vor Freude schlug; erst gar, als das Metall schon bei einem der Luftrohre herauskam. Alles wollte frohlocken, und einige wünschten dem Herrn Onkel schon Glück — aber auf einmal sank das Metall; es konnte nicht mehr genug aus dem Ofen nachströmen; die Form verschlang alles; niemand konnte begreifen, wohin all das Metall gekommen. Da allmählich fing es an unter der Erde zu brausen — immer stärker und stärker wurde das Getöse, bis der Boden wie bei einem Erdbeben unter uns erzitterte. Wir standen in der Grube bei 20 bis 30 Mann, alle in der freudigen Hoffnung, daß jeden Augenblick das Metall nun kommen müsse. Aber plötzlich gab es einen furchtbaren Knall. Aus dem Boden brach eine Feuersäule, die hinaufschob bis unter den Dachstuhl — 50 Fuß, wenn nicht höher. Als ein glühender Metallregen kam es zurück, herunter auf die Menge. Alles was Füße hatte, flüchtete sich. Ein Teil eilte zur Feuerspritze, welche in Bereitschaft stand, denn wir glaubten, der ganze Dachstuhl müsse schon in Flammen stehen. Zu sehen war nichts vor Rauch und einem wahren Aschenregen, der uns umgab. Mit Wasser war es auch nicht ratsam zu löschen,

denn wäre solches in das flüssige Metall gekommen, mußte es eine neue Explosion hervorrufen. Es blieb nur übrig zu warten, bis die Wut des Elementes von selber sich gedämpft. Ein paar Minuten dauerte das Emporschlagen der Feuersäule, die dem Krater entstieg, dann wurde von ihm nur mehr Erde ausgeworfen. Zum Glücke konnten wir kein Feuer entdecken. Ein Mann mußte unter das Dach. Er fand aber alles sicher. Um den Ofen war alles in größter Aufregung. Sie können sich keinen Begriff machen von dem Geschrei und dem Lärm, übertönt von dem Prasseln des Metalles. Im Gießhause war der ganze Magistrat anwesend, Herr von Klenze, Herr von Leprieur, der Finanzminister, verschiedene hohe Herrschaften und Offiziere. Bis alle diese nun zu der schmalen Türe hinausdrängten! — Niemand dachte daran, das weite Tor zu öffnen. Einer warf den andern zu Boden; Hüte, Stöcke, alles wurde im Stich gelassen. Einen Mann sah ich, der sich unter dem Löwen versteckte, ein anderer verkroch sich unter dem Obelisken. Dicht am Ausgang zu Boden geworfen lag ein Baurat. Alle stiegen darüber hinweg. Ein Stück Metall fiel ihm auf die Hand und brannte ihm ein Loch hinein, wie ein Taler groß. Nach der ersten Bestürzung galt die Sorge vor allem, ob die Leute vollständig beisammen und keinem ein Unglück passiert sei. Merkwürdigerweise war von den Arbeitern, die an der gefährlichsten Stelle, in der Grube, standen, kein einziger verletzt, während unter den Zuschauern nicht einer war, der nicht irgendwie einen Schaden davongetragen hätte. Dem einen waren die Kleider voll Löcher gebrannt, daß es aussah, als ob sie mit Schrotten durchschossen wären. Andere hatten Brandwunden und Löcher im Gesicht; den meisten aber war der feurige Metallregen ins Genick gefallen usw. Drei von unsren Leuten hatten sich in der Verwirrung hinter den Schmelzofen geflüchtet — sie konnten weder vor- noch rückwärts. Hinter sich hatten sie das Feuer, vor sich die Mauer. Sie beteten in Todesangst und erwarteten jeden Augenblick, daß die Mauer über ihnen einfallen mußte. Sie können sich nach all dem die Bestürzung denken, die jeden erfaßte. Von allen war aber der Onkel am aufgeheitertsten und ruhigsten. Noch jetzt ist er so guten Mutes, daß wir ihn alle darum bewundern. Er tröstet sich damit, daß ebensogut die Gießerei jetzt nur mehr aus vier nackten Mauer bestehen könnte, und freut sich, daß kein Menschenleben zugrunde gegangen. Die Form, sagte er, können Menschenhände wieder machen, — das Leben aber dem Menschen, wenn es zerstört ist, nicht mehr geben.

Es zeigte sich, daß das Metall ganz unten in der Tiefe ein Loch ausgewühlt und durch die anderthalb Schuh dicke Form das Metall zum Durchbruch gekommen ist. Es arbeitete sich durch die Erde und verursachte in dieser die einem Vulkan ähnliche Explosion. Noch ist die Form nicht aufgemacht; aber der Onkel gibt alle Hoffnung auf, daß irgend etwas von dem Guß zu gebrauchen sei. Sie können sich vorstellen, welche Trauer unter uns herrscht. Jeder, der nur einiges Gefühl im Herzen hat, sieht mitleidig auf den Meister, der aber, von dem man glauben sollte, daß er am meisten bestürzt sei, zeigt von allen den meisten Mut. Den Schaden schätze ich nach meiner Berechnung auf wenigstens 8—10 000 Gulden. Es ist gut, daß die Stadtvertretung selbst gesehen, was es heißt um einen solchen Guß. Ferdinand.“

Kühn, unbeugsam durch solche Unglücksfälle stehen diese ersten Gießer hier vor uns. Was das erstemal nicht glückte, wurde zum zweitenmal versucht. Aber zunächst mußte nun das riesige Metallstück von 150 Zentnern in der Grube zertrümmert werden. Ein eiserner Widder wird hergestellt. Miller meißelte an den Kopf des Widders einen Drachen und mit Hurrah gehen die Arbeiter gegen den glühend gemachten Metallklotz vor.

Die in der Gießerei eingeführte Technik des Wachsfomens, die Stiglmaier aus Italien mitgebracht hatte, genügte den wachsenden Aufgaben nicht mehr. Man hörte, daß man es in Paris in ausgezeichneter Weise verstehe, große Formen aus einzelnen Stücken zusammensetzen, und es lag der Wunsch nahe, diese neue Technik kennen zu lernen¹⁾. Auch der Franzose Lequine, der zum Guß des Blücher-

¹⁾ Im Deutschen Museum in München ist in einer besonderen Abteilung auch das Kunstgußformverfahren in Originalmodellen durch Abbildungen und Text gut dargestellt. Darnach kann man unterscheiden zwischen dem Wachsausschmelzverfahren und dem Teil-

Denkmals nach Berlin gekommen war, verwandte diese neue Methode, und Stiglmaier hatte hierbei Näheres kennen gelernt. Nach und nach in mühsamer Einzelarbeit, unter Benutzung dessen, was er gehört und gesehen hatte, lernte Stiglmaier unter Vereinigung der früheren Lehmformerei und des neuen Teilformverfahrens brauchbare Arbeit auch auf diesem Wege zu erzielen. Als Formmaterial verwendete er angefeuchteten Sand mit Lehm und Kohle, eine Mischung, die die Arbeiter als Masse bezeichneten. In Paris aber sollte man auch losen reinen Sand ohne äußeren Rahmen verwenden können; die daraus hergestellten Stücke sollte man sogar hämmern und in der üblichen Weise befestigen können. Miller wurde ausersehen, nach Paris zu gehen, um durch eigene Arbeit dies Verfahren kennen zu lernen. Man war sich klar darüber, daß mündliche oder schriftliche Beschreibungen oder ein kurzer Besuch für diesen Zweck nicht ausreichten.

Am 28. April 1834 reiste Miller, nachdem er von seinen Eltern in Bruck Abschied genommen hatte, über Straßburg nach Paris. Die alte Reichsstadt machte auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck, und er wünschte nur, es zu erleben, daß diese alte deutsche Stadt wieder zu ihrem Vaterlande zurückkehren möchte. Von Straßburg ging es dann in fünf Tagen und Nächten ununterbrochen mit der französischen Eilpost, die von Nancy aus mit 21 Personen besetzt war, bis Paris. Im ganzen hat die Reise also rund acht Tage und Nächte beansprucht. Heute fährt man in etwa 15 Stunden von München nach Paris. Paris enttäuschte ihn zunächst. Seine Phantasie war der Wirklichkeit, die er nun erschaute, zu weit vorausgeeilt. Es handelte sich jetzt für ihn darum, möglichst bald Arbeit zu finden. Sein erster

formverfahren, bei dem entweder Lehm oder Sand für die Form zur Verwendung kommt. Das Wachsausschmelzverfahren hat man schon im Altertum benutzt; dann geriet es in Vergessenheit, bis es im 16. Jahrhundert besonders in Italien durch Benvenuto Cellini eine neue Blüte erlebte. Im 18. Jahrhundert wurde es mehr und mehr durch das Teilformverfahren und zwar zuerst durch die Lehmformerei, dann durch die Sandformerei verdrängt. Das Sandformverfahren soll zuerst von dem französischen Gießer Rousseau 1798 für Bronzeguß angewandt worden sein. Im 19. Jahrhundert wurde das Wachsausschmelzverfahren wieder mehr und mehr angewandt, das durch Stiglmaier 1820 in München eingeführt wurde. Bei dem Wachsausschmelzverfahren stellt der Künstler ein Wachsmodell dar, versieht es mit in Wachs vorgebildeten Einguß- und Luftkanälen und umgibt es dann mit einem Mantel aus feuerbeständigem Material. Das Wachs wird dann ausgeschmolzen und in die hierdurch entstehende Hohlform wird das Metall eingegossen. Will man einen Hohlguß herstellen, so muß man das Wachs auf einen feuerfesten Kern auftragen; die Wachsschicht entspricht dann der späteren Metallschicht. Mit diesem ältesten Verfahren ist der große Nachteil verbunden, daß man, wenn der Guß mißlingen sollte, auch das Originalmodell verloren hat. Dagegen ist es für die künstlerische Vollendung unbedingt vorteilhaft, die Arbeit des Künstlers direkt für den Guß zu verwenden.

Cellini (1500 bis 1571) hat dem genannten Übelstand dadurch abgeholfen, daß er vom Originalmodell aus zusammensetzbaren Teilen eine Gipshohlform herstellte. Hiermit konnte er nun das Wachsmodell mechanisch gewinnen, das Originalmodell blieb erhalten. Auch gleichmäßigere Wandstärken ließen sich so erreichen. In neuerer Zeit hat man versucht, das Verfahren nach der Richtung hin zu verbessern, daß man Formen aus möglichst wenigen einzelnen Teilen herstellt, wodurch man dementsprechend auch weniger Gußnähte bekommt. Man erreicht das dadurch, daß man mit einer vereinfachten Hilfsform eine Gelatinehohlform herstellt, die sich ohne Verletzung der Form auch von kräftig unterschrittenen Teilen des Modelles abheben läßt. Mit Hilfe dieser Gelatinehohlform gewinnt man dann das Wachsmodell.

Bei der Lehm- und Sandformerei gewinnt man von dem Originalmodell aus Lehm oder Sand eine zusammensetzbare Hohlform, die man zunächst zur mechanischen Herstellung des Kernes benutzt, der in seinen Abmessungen auf die bei dem Gußstück beabsichtigte Metallstärke verkleinert wird. Er wird dann wieder in die Hohlform eingesetzt und die Gußform ist damit für die Eingießung des Metalles fertig.

Weg führte ihn zu dem Gießer Soyer¹⁾, der gerade große Statuen in Arbeit hatte. Aber er mißtraute dem jungen Deutschen und wollte ihn nicht in Arbeit nehmen, weil er fürchtete, daß er nur Erfahrungen sammeln wolle, um sie dann zu ungunsten des französischen Kunstgewerbes in Deutschland zu verwerten. So mußte sich denn Miller zunächst mit einer Stelle bei einem kleinen Meister Simonet begnügen, wohin ihn einer seiner Freunde empfohlen hatte. Aber da gab es wenig zu lernen. Das Abkratzen gewöhnlicher Güsse konnte er auch zu Hause haben. Nach einigen Wochen verließ er daher die Werkstatt, um sich nochmals an Soyer zu wenden. Jetzt stellte er sich als Ziseleur vor. Das wirkte; Soyer nahm ihn an, da ja die Gefahr, er wolle nur das Formen lernen, nicht mehr vorlag. Die große Statue aber, an der er zuerst ziselieren sollte, lag, da sie im Ziselieraum nicht Platz hatte, im großen Gießraum. So hatte Miller doch die Möglichkeit, die Former in ihrer Arbeit zu beobachten und das zu sehen, was er lernen wollte. Als das Ziselieren beendet war, bot er sich Soyer als Former an, und da der Meister mit den Arbeiten des jungen Deutschen sehr zufrieden war, so nahm er ihn auch für diese Tätigkeit an. Der Onkel Stiglmaier unterstützte ihn insofern, als er an Soyer größere Aufträge sandte in der richtigen Berechnung, daß man die Fertigstellung dann seinem Neffen übertragen würde. Schließlich kam Stiglmaier selbst nach Paris, und eine Reihe festlicher Tage knüpfte sich an diesen Besuch für den jungen Miller, der sich inzwischen auch einen ganzen Kreis junger Freunde erworben hatte.

Doch Stiglmaier war nicht nur zum Besuch seines Neffen nach Paris gekommen. Der Meister wollte die Kunst des Feuervergoldens kennen lernen, worin die Franzosen damals Vorzügliches leisteten. Der kunstliebende König Ludwig hatte die Absicht, den Thronsaal seiner Residenz mit 12 Kolossalfiguren von Ahnen seines Hauses zu schmücken. Schwanthaler²⁾ hatte die Figuren modelliert, aber nun sollten sie auch in Feuer vergoldet werden, damit der Glanz ewige Zeiten hindurch halte. Allein die Gutachten, die man darüber einholte, waren wenig tröstlich. Man behauptete, daß diese Arbeit ungemein lebensgefährlich sei durch Einatmen der Quecksilberdämpfe, und daß man sicher damit rechnen müsse, daß schon bei der Fertigstellung einer Statue mehrere Menschen sterben würden. Ehe man aber den Plan aufgab, wollte man die französischen Erfahrungen kennen lernen. Man nahm Stiglmaier in Paris liebenswürdig auf, führte ihn durch die Arbeitsräume, die er zu sehen wünschte, ließ ihm aber durchaus nicht die Zeit, irgendwelche Studien zu machen. Das, worauf es ihm ankam, erfuhr er nicht. Er überließ es nun seinem Neffen, durch eigene Arbeit hinter das Geheimnis zu kommen. Miller fand bald eine Stelle als Arbeiter bei dem Vergolder Blus, aber auch hier kam er zunächst noch nicht in den Vergolderraum. Man ließ den Deutschen die Güsse reinigen. Die Vergolder rühmten sich jedoch ihrer Arbeit und aus ihren Erzählungen erfuhr Miller, mit der Zeit mehr und mehr den wirklichen Hergang. Schließlich kam ihm ein Streik zu Hilfe. Die Vergolder waren mit ihrem Lohn nicht mehr zufrieden, und gerade als Blus die größten Aufträge auszuführen hatte, legten sie die Arbeit nieder. Miller erbot sich zu helfen. Er wies darauf hin, daß er als Goldschmied gelernt habe, also mit dem Vergolden nicht unbekannt

¹⁾ N. Soyer, Bildhauer und Gießer, in Paris ausgebildet, richtete nach der Rückkehr von einer Studienreise nach Rom in Paris eine Erzgießerei ein, aus der zahlreiche Werke hervorgingen, auch machte er früh galvanoplastische Versuche.

²⁾ Ludwig von Schwanthaler, Bildhauer, geb. 26. Aug. 1802 in München, gest. 28. Nov. 1848; sein größtes monumentales Werk ist die Bavaria.

sei; wenn Blus ihm bloß die nötigen Aufklärungen geben wolle über sein eigenes Verfahren, so würde er sicher wenigstens einen Teil der dringendsten Arbeiten fertigstellen können. Dankbar wurde diese Hilfe in der Not angenommen und nun gingen Meister und Geselle daran, in zäher Ausdauer Tag und Nacht die nötigste Arbeit zu vollenden. Nach dem Streik aber war der junge Deutsche dem Franzosen ein Freund geworden, dem er gern alle seine Erfahrungen mitteilte. Miller interessierte die Sache ungemein. Alle seine Gedanken aber waren darauf gerichtet, wie man die Gefahren der schwierigen Arbeit beseitigen könne. Jetzt erzählte er auch Blus, was man in München vorhabe. Aber der französische Meister lachte den



Ferdinand Miller (1836).

jungen Deutschen aus; eine Statue von 9 Fuß Höhe zu vergolden hielt er für unmöglich.

Die Stellung des jungen Miller in Paris entwickelte sich immer günstiger. Er wurde auch mit dem bayrischen Gesandten, dem Grafen Jennyson bekannt, der, ein begeisterter Kunstfreund, dem jungen Künstler zum väterlichen Freunde wurde. Schließlich aber war die Zeit gekommen, wo man ihn zu Hause wieder erwartete. Mit größter Anstrengung arbeitete Miller oft viele Nächte hindurch, um die angefangenen Arbeiten zu vollenden. Einmal in Paris, wollte er doch auf einigen Umwegen nach Hause kommen. Noch etwas mehr von der Welt zu sehen, war seine Sehnsucht. So reiste er nach London, der damaligen wirtschaftlichen und technischen Metropole der Welt. Was er von der Technik

dort zu sehen bekam, regte seine Phantasie mächtig an. Eine Dampfkanone zeigte man ihm, auch eine Elektrisiermaschine und kräftige Magnete wurden als neue Erfindungen vorgeführt. Eine technisch vollständig modern eingerichtete Brauerei machte auf ihn einen großen Eindruck. Am 21. Mai 1836 war Miller von Paris abgefahren. Am 3. Juli verließ er London, um nach 17stündiger Fahrt Ostende zu erreichen. Von hier fuhr er über Gent nach Antwerpen, wo er den Gießmeister Bükens besuchte. Überall studierte er offenen Auges, empfänglich für alles Große, was er sah, bald die Werke der Kunst, bald die großen Werke der Technik. Vor allem machte natürlich der Dampfwagen, auf dem er von Antwerpen nach Brüssel fuhr, großen Eindruck auf ihn. „Wie im Fluge ging's dahin und dabei so ruhig, daß man im Fahren wohl hätte zeichnen können.“ In Brüssel ging es wieder in die Postkutsche. Schließlich war in Aachen deutscher Boden erreicht, und immer mehr fing Miller an, sich mit den Arbeiten geistig zu beschäftigen, die seiner in München warteten. Da wollte er den Transport der schweren Stücke in der Gießerei wesentlich verbessern, die Sandformerei einführen und vor allem auf deutschem Boden den guten

Pariser Formsand entdecken. Dann aber freute er sich darauf, mehr und mehr zum selbstschaffenden Künstler zu werden, denn Stiglmaier hatte ihm versprochen, daß er wieder die Akademie besuchen könne. Dazu allerdings kam es nicht. Die Arbeit war so angewachsen, daß zu akademischen Studien keine Zeit mehr blieb. Diesen Traum seiner Jugend mußte er aufgeben.

Noch nach anderer Richtung hin schien das Schicksal ihm zuerst einen Herzenswunsch versagen zu wollen. Er hatte in Landshut die Tochter einer Frau Geheimrat Pösl, Nanny Pösl, kennen gelernt und jetzt, von Paris zurückgekehrt, war er entschlossen, um die Hand des jungen Mädchens anzuhalten. Die Mutter aber wollte von dem „unverschämten Habenicht und Künstler“ nichts wissen. Die Tochter sollte einen angesehenen und vornehmen Bürger von gesetztem Alter zum Manne bekommen. Der Widerstand des jungen Mädchens wurde nicht beachtet, und wenn auch aus der von der Mutter geplanten Verbindung deswegen noch nichts werden konnte, den Ferdinand Miller sollte sie erst recht nicht bekommen. In dieser Zeit, als Miller seine ganzen Zukunftshoffnungen vernichtet glaubte, bekam er den Ruf aus Rußland, er solle die Leitung der großen Gießerei, die der russische Kaiser begründen wollte, übernehmen. In seiner Stimmung war ihm der Gedanke, möglichst weit von München und Landshut weg zu kommen, sehr angenehm und er teilte seinem Onkel mit, daß er dem Rufe folgen wolle. Da kam natürlich Stiglmaier in große Verlegenheit, denn die Erfahrungen, die der junge Miller sich in Paris erworben hatte, sollte er ja jetzt nutzbar machen. Ungemein viel Arbeit wartete auf die junge frische Kraft. So entschloß sich denn Stiglmaier, selbst in einem langen Brief der Landshuter Frau Geheimrat klarzulegen, welch braven Mann doch ihre Tochter in dem jungen Miller bekommen würde. Wir erfahren aus dem Briefe auch, daß Miller damals ein Gehalt von 600 Gulden bekam, und daß der König schon in Aussicht genommen hatte, nach Stiglmaiers Tode ihm die Gießerei zu übertragen. Stiglmaier verspricht auch, bei dem König um eine feste Anstellung des jungen Miller einzukommen und stellt in Aussicht, daß sich dann sein Einkommen mindestens auf 1000 Gulden belaufen würde. Diese Werbung des hochangesehenen Stiglmaier half. Am 21. Januar 1840 war die Hochzeit und ein langer glücklicher Lebensbund, aus dem vierzehn Kinder entsprossen, folgte ihr. Acht Söhne und zwei Töchter, die sich alle zu angesehenen Stellungen emporgearbeitet haben, überlebten die Eltern.

Von den Arbeiten, die Miller in München durchzuführen hatte, sei hier zuerst die Vergoldung der Reiter-Statue Kurfürst Max I., von Thorwaldsen modelliert, angeführt. Stiglmaier hatte schon damit begonnen, aber die Figur war von ihm unrichtig geteilt worden und so mißlang die Arbeit. Zunächst war nun ein neuer Ofen für die Vergoldung zu entwerfen. Miller konstruierte und führte ihn aus. Noch niemals war ein Ofen für die Vergoldung gleich großer Stücke hergestellt worden. Die handwerklich ausgebildeten Vergolder waren nicht zu gebrauchen. Sie wollten alles besser wissen und fügten sich nicht der Disziplin, die Miller bei der Durchführung so großer Arbeiten für unbedingt erforderlich hielt. Aus Tagelöhnern, Maurern und Schlossern bildete er sich seine Arbeiter für diese Aufgabe heran. Wie Soldaten wurden sie eingeübt, um auf kurzen Befehl die jeweils notwendige Arbeit zu verrichten. Die schweren Bronzefiguren, die zu vergolden waren, wurden mit langen Eisen verbunden, die ihrerseits auf den Wagen einer Art Hängebahn ruhten. Man konnte sie deswegen leicht hin und her bewegen und mit Hilfe von Hebeln auch drehen. Ungemein schwierig war es, diese schweren Stücke so gleichmäßig mit dem

Amalgam in Verbindung zu bringen, daß nun nach Verdampfen des Quecksilbers das Gold gleichmäßig in alle Poren drang. Gegen das Einatmen der giftigen Quecksilberdämpfe wurden die Arbeiter nach Möglichkeit geschützt, Frischluftkanäle am Ofen führten ihnen Luft zu, leicht bewegliche Glasverschlüsse hielten die Dämpfe so viel als möglich ab, während sie sich außerdem durch angefeuchtete Schwämme vor Mund und Nase zu schützen suchten. In ähnlicher Weise sind seit der Antike Gestalten von gleicher Größe nicht mehr vergoldet worden. Die Fürstestatuen für die Residenz wurden fertig und lange Zeit blieb der Ofen unbenutzt, bis später Miller noch einmal eine Kolossalfigur der Madonna für die Marienkirche in Aachen in der gleichen Weise im Feuer vergoldete. Dann wurde der Ofen abgerissen.

An diese Art der Vergoldung knüpft sich noch ein interessanter Zwischenfall, der durch die mißverständliche Auffassung des Königs von dem technischen Ausdruck „Färben“ herrührte und den Fritz von Miller wie folgt erzählt:

„Ein eigentümliches Verhängnis schien aber auf einzelnen Werken zu ruhen,“ erzählte mir der Vater einmal, als ich wachend an seinem Bette saß, während Krankheit den Schlaf von seinen Augen scheuchte:

„Solch eine Unglücksfigur war die Statue Friedrichs des Siegreichen unter den Ahnenbildern für den kgl. Festsaalbau. Es war ein Freitag, als die Statue zum Gusse kam. Das Metall wollte nicht richtig in Fluß geraten. Das Zinn verbrannte, und es erübrigte endlich nur, das Feuer einzustellen, den im Ofen zurückgebliebenen Metallkern zu zerstückeln und die Arbeit von neuem zu beginnen.

Genau acht Tage später — ich wollte dem Aberglauben trotzen — schlugen die Flammen wiederum aus dem Ofen. Um das Ausbrennen des Zinns zu verhüten, hatte ich diesmal nur reines Kupfer eingesetzt und die Legierung erst beigegeben, als dieses vollständig flüssig und gußreif war. Alles ging nach Wunsch. In der Zeit, die nötig war, den Ofen neu in stand zu setzen, hatte aber die in der Erde eingedämmte Form Feuchtigkeit angezogen. Als nun das flüssige Metall durch die geöffneten Kanäle in die Tiefe schoß, tönte es zurück wie das Rollen fernen Donners. Plötzlich, inmitten dichter Dämpfe, brach das wilde Element sich zischend Bahn. Die Form war zerstört, und nochmals, zum drittenmal, mußte nun das Werk begonnen werden. — Endlich gelang der Guß. Die Figur wurde ziselirt und ohne Unfall, tadellos glückte die Vergoldung: 420 Dukaten waren dabei zur Verwendung gekommen, zehn Pfund Quecksilber beim Erhitzen aus dem Amalgam verflüchtigt und die subtile Arbeit des Zunders glücklich ausgeführt. An baren Auslagen hatte die Statue 9000 Gulden gekostet; 7000 wurden dafür bezahlt.

Stieglmaier war trotzdem glücklich über das nach so vielen Schwierigkeiten erreichte Resultat und erzählte dem König, daß nur mehr erübrige, die Arbeit zu „färben“. „Gold färben“ ist die allgemeine technische Bezeichnung für eine Reihe eigenartiger Prozesse, bei welchen durch Erhitzen mit einem Überzug von Blutstein usw. nach vollständiger Entfernung des letzteren das Gold in tieferem, feurigem Ton erscheint; oder durch teilweises Auffressen der glatten Flächen mittels Säuren der störende Glanz, insbesondere bei Fleischteilen, beseitigt wird, — eine für größere Stücke sehr schwierige und große Gewandtheit erfordernde Arbeit.

Als Stiglmaier so, nichts Schlimmes ahnend, vom „färben“ sprach, traf das wie ein glühender Funke in ein Pulverfaß.

„Was? — färben?“ schrie der König, mit den Füßen stampfend und wütend vor Zorn. „Teufel, Teufel! Gold will ich haben, echtes Gold und kein gefärbtes. Unterstehn Sie sich, mich durch Färben zu betrügen!“

Kein Erklären half. Der König hörte nicht. Er schloß, wie in solchen Fällen oft, die Augen. Die Figur mußte trotz meines Widerstrebens in ihrer hellgelb glänzenden Farbe an ihren Bestimmungsort gebracht werden.

Als nun der hohe Besteller in Klenzes Begleitung den Thronsaal betrat, wollte Stieglmaier ihm entgegengehen. Ich stand versteckt hinter der Figur. Kaum hatte aber der König einen Blick auf das Standbild geworfen, drehte er sich wieder um. „Pfui Teufel! Das ist kein Gold. Das ist wie eine Messingtrommel. Gold, kein Messing will ich haben. Ich habe Gold bezahlt!“

Verblüfft standen wir da, ratlos, was jetzt tun. Ich war fest entschlossen, nichts mehr anzurühren, denn zu der gefährlichen Arbeit auch noch als Betrüger angeschaut zu werden, war mir doch zu viel. Ohne Unterbrechung war ich oft dreißig und vierunddreißig Stunden am Vergolderherd gestanden. Ich war empört über des Königs Zweifel an der richtigen Verwendung des verrechneten Goldes; wollte das letztere wieder abkratzen und beweisen, daß kein Heller zu viel verrechnet war. Keine Arbeit wollte ich scheuen, aber meine Ehre auch von niemanden angreifen lassen.

Klenze drohte und bat. Endlich berichtete er dem König, erzählte ihm, wie Stiglmaier in Wirklichkeit mehr bezahlt habe als was er bekomme, und was er von mir gehört. Da zeigte sich wieder des Königs vornehmer Charakter. „Ich will nicht, daß, wer sich für mich plagt, auch noch darauf bezahle.“ Damit bewilligte er Stiglmaier 9500 Gulden statt der früheren 7000. Klenze aber kam zu Stiglmaier: „Lassen Sie Miller machen wie er will, aber sprechen Sie nur das dumme Wort „färben“ nicht mehr aus.

Das Unglück, das mit dieser Figur verbunden war, hatte noch nicht sein Ende gefunden. Zwar dem König gefiel sie nun ausgezeichnet, nachdem Miller sie wieder auf Zureden von Stiglmaier in Arbeit genommen hatte. Aber Schwanthaler, dem nichts, was er gemacht hatte, gut genug war, war unzufrieden. Er wollte die Stellung verändern. Kein Einspruch half, sie mußte nach der Gießerei zurück. Der Kopf wurde abgenommen und man versuchte nun, die Stellung zu ändern. Miller war in das Innere der Figur gestiegen, mußte sie aber für kurze Zeit verlassen, um im Nebenraum eine Anordnung zu treffen. Inzwischen entfernte ein Arbeiter, der hiervon nichts wußte, die Schrauben, mit der die Figur auf einem Gerüst festgeschraubt war. Miller stieg, ohne diese Veränderung zu bemerken, wieder hinein und war mit dem halben Körper noch außerhalb, als die Figur umstürzte; sie fiel zum Glück gegen eine Madonnenfigur, die gerade dort stand, und Miller so das Leben rettete. Bewußtlos und blutüberströmt trug man ihn zu seiner jungen Frau. Die Ärzte gaben die Hoffnung auf, doch die eiserne Widerstandskraft des Mannes überwand auch diese große Gefahr. Aber noch fünf Jahre lang dauerte es, bis die Gefahr vollständig beseitigt war und lange mußte er, der noch nie gelernt hatte, was es hieß, Rücksicht auf sich und seinen Körper nehmen, mit einem Sprachrohr seine Befehle geben, um die verletzte Brust zu schonen.

Bei den großen Arbeiten, die Miller in der Gießerei selbständig durchzuführen hatte, entwickelte sich natürlich auch seine Stellung. Stiglmaier wußte seine Kunst bei seinem Neffen gut aufgehoben und wandte sich mehr und mehr der Landwirtschaft zu. Platz bot die Umgebung der Gießerei auch damals für diese Lieblingsbeschäftigung noch genügend.

Unter Stiglmaier stand die Gießerei noch so in der Mitte zwischen einem Künstler-Atelier, einer Werkstatt und einem großen kunstindustriellen Unternehmen. Mit dem Atelierwesen räumte Miller auf. Freie Akademiker, die kommen und gehen wollten, wann es ihnen beliebte, konnte er nicht gebrauchen. Er wollte pflichttreue Arbeiter, die ihr Werk verstanden, sich aber dem zu fügen hatten, was der Leiter für richtig hielt. Wer die Verantwortung trug, und das war er, sollte auch zu bestimmen haben, was zu geschehen habe. Diese organisatorische Umwandlung war um so nötiger, je gewaltiger die Arbeiten wurden, die Bayerns Könige ihrer Gießerei übertrugen.

Die größte Arbeit, die Ferdinand von Miller als Erzgießer zu leisten hatte, war der Guß der Schwanthalerschen Kolossalstatue der Bavaria, die sich heute vor der Ruhmeshalle auf der Theresienwiese erhebt. Schon in Paris hatte er von dieser Riesenaufgabe gehört. Damals war Alexander von Humboldt zu Soyer gekommen, hatte den jungen Deutschen dort kennen gelernt und ihm

erzählt von den großen Plänen, mit denen der Bayerische König sich trage. „Ich habe erfahren, daß derselbe mit dem Gedanken umgeht, eine Riesenstatue in Bronze ausführen zu lassen, so groß wie die Kolosse der Alten.“ Miller hörte sich das an, aber er hielt es für ungläublich und hat es nicht einmal in seinem Tagebuch erwähnt. Jetzt aber in München trat die Sache nun in endgültiger Form an ihn heran. König Ludwig hatte Stiglmaier mitgeteilt, daß das Riesenstandbild der Bavaria nun endgültig in Bronzeguß ausgeführt werden sollte. Wie diese Aufgabe lösen? Ein technisches Vorbild gab es nicht. Es hieß hier, neue unbekannte Wege zu betreten, es hieß, den schwer erworbenen Ruf eines tüchtigen Gießermeisters aufs Spiel zu setzen. Aber Schwierigkeiten haben Ferdinand von Miller nie abgeschreckt, sondern ihn immer angeregt, sie zu überwinden.

Ehe es aber zur Ausführung kam, tauchte die Möglichkeit auf, die Aufgabe auf einem ganz neuartigen andern Wege zu lösen, und auch dieser Weg mußte gewissenhaft verfolgt werden, ehe man weiter arbeiten konnte. Professor Steinheil¹⁾, der Pionier auf dem Gebiete der elektrischen Telegraphie, kam in die Erzgießerei, um Stiglmaier zu erzählen, was Jakobi in Rußland und der Herzog von Leuchtenberg in München mit Hilfe der Elektrizität zu wege gebracht hätten. Man brauche keine Öfen mehr, man hänge das Modell in ein Bad mit Kupferlösung, und dann überziehe es sich mit Hilfe des elektrischen Stromes mit einer Metallkruste, die genau die Form des Modells wiedergäbe. Die Galvanoplastik war erfunden, und man erzählte sich bald Wunderdinge, was die Franzosen auf dem Gebiet fertigbrächten. Zwei Franzosen kamen auch nach München, und sie ließen eine Reihe von solchen galvanoplastischen Abzügen bewundern. Ein lebensgroßer Christus war so leicht, daß man ihn mit dem Finger in die Höhe heben konnte, und weiter erzählten die Franzosen, daß man in Paris einen Riesenadler auf galvanischem Wege herstelle. Die Bavaria könne man in ebenso leichter Weise galvanisch herstellen. Sie würde dann ebenso dauerhaft sein wie in Bronze gegossen, und man brauche kaum noch ein Fundament. Stiglmaier und Miller mußten schon fürchten, daß durch die neue Kunst die alte Erzgießerei überflüssig gemacht würde.

Kurz entschlossen reiste nunmehr Miller mit seiner jungen Frau nach Paris, um bei dem Fabrikanten, der diese Arbeit ausführte, die neue Kunst genau kennen zu lernen. Stiglmaier versprach, 1000 Gulden zu zahlen, wenn man den Adler, von dem man ihm erzählt hatte, wirklich auf diesem Wege herstellen könnte. Denn dann lag es nahe, auch die Bavaria in der Weise fertigzustellen. Aber dieser Adler gelang nicht, und Stiglmaier weigerte sich, 1000 Gulden zu zahlen, er glaubte, daß mit der Hälfte der Summe der Einblick in die Werkstätten genügend bezahlt sei. Der Fabrikant beschlagnahmte das Gepäck Millers, schließlich aber einigte man sich doch, Miller konnte nach Hause zurückkehren, und hier hat er mit seiner Frau zusammen die Galvanoplastik praktisch durchgeführt. Es gelang dem Ehepaar, nicht nur Gips, sondern auch Blumen, Schmetterlinge und manches andere ausgezeichnet galvanisch zu überziehen. Auch größere Arbeiten fielen sehr gut aus. Das sprach sich bald herum. Adlige Damen des Hofes begannen fleißig, Millers zu besuchen mit der Bitte, ihnen Blumensträuße, Brautkränze und alles mögliche andere doch aus Gefälligkeit auch zu überziehen. Das kostete natürlich sehr viel

¹⁾ Karl August Steinheil, geb. 12. Okt. 1801 in Rappoldsweyer i. Els., gest. 12. Sept. 1870 in München, ist der wissenschaftliche Begründer der elektromagnetischen Telegraphie. 1854 gründete er in München eine optisch-astronomische Anstalt, aus der ausgezeichnete Instrumente hervorgingen.

Zeit und Miller wurde immer ungeduldiger über diese Nebenarbeiten, die ihn von seiner Hauptbeschäftigung abzogen. Als man ihm schließlich sogar ein neugeborenes totes Kind zum Überziehen übersandte, da war es mit seiner Geduld zu Ende. Er wollte nun überhaupt nichts mehr von der Galvanoplastik wissen und wandte sich mit erneutem Eifer der Erzgießerei zu.

Ehe ich nun nach den eigenen Aufzeichnungen Millers die Entwicklung der großen Arbeiten an der Bavaria zu schildern versuche, sei hier ein Überblick gegeben über das gesamte Leben, wie es sich in einer Erzgießerei um die Mitte des vorigen Jahrhunderts abspielte. Es genügt dabei nicht, den damaligen technischen Arbeitsprozeß zu schildern, kulturgeschichtlich viel wichtiger ist es, die Menschen bei der Arbeit zu sehen, das wirklich schaffende Leben zu zeigen. Wer kann das aber besser schildern als einer, der dabei gewesen ist. Es sei mir deshalb gestattet, die ausgezeichnete Darlegung Fritz von Millers unverkürzt wiederzugeben. Er erzählt in der Lebensgeschichte seines Vaters wie folgt:

Für die Jungen ist es vielleicht nicht ohne Interesse, wenn ich aus dem selbst Erlebten das „Drum und Dran“ erzähle, wie es die Arbeiten in unserer Jugendzeit umgab.

Viele, ja eine Mehrzahl der Modelle kamen aus Italien. Römische Karren brachten die in fest gezimmerten Kisten wohl verpackten Gipsfiguren bis Florenz oder Mailand. Dort übernahm sie ein vom Vater gedungener Fuhrmann aus Roveredo. Ihm war der schwierigere Teil des Weges, der Transport über den Brenner, anvertraut. Schon Tage vor der als wahrscheinlich gemeldeten Ankunft warteten wir Kinder gleich dem Vater mit Ungeduld, er oft mit Sorge, auf den Kommenden. Peitschenknallen und der Zusammenlauf der Leute verkündeten endlich von weitem das Eintreffen der Fuhre.

Ein hochbeladener, mit längst verwelkten Kränzen geschmückter und von Maultieren gezogener, rot gestrichener Wagen mit hohen Rädern kam die Straße herunter. Schellen, rote Bänder und buntes Flitterwerk zierten Geschirr und Mähnen der Tiere. Vor dem Gußhaus angelangt, übergab der Fuhrmann feierlich die glücklich an Ort und Stelle gebrachte Ladung. Bei dem Imbiß, der ihm dabei in der Gießerstube zum Willkomm gereicht wurde, gab es dann zu erzählen von den Erlebnissen der Reise, und viel des Interessanten und Abenteurerlichen kam dabei zum Vorschein.

Von den Bestellern wurde damals noch ein großer Wert darauf gelegt, daß die Figuren womöglich in einem Stück gegossen seien, deshalb durften die Modelle auch zum Gusse nicht nach Bedürfnis geteilt werden wie heute. Der Aufbau der Form verlangte oftmals vier und fünf Etagen übereinander, und das Zusammensetzen war eine sehr subtile und bei dem großen Gewichte der Formstücke äußerst schwierige und aufregende Arbeit. Auch die Herstellung der Kernes aus Gips und Ziegelmehl erforderte bei den außergewöhnlichen Größenverhältnissen besondere Sorgfalt.

Der Vater erzählte darüber — er spricht dabei von den Formen zur Bavaria:

„Was mich am meisten sorgte, war die Herstellung des Kernes. Es erforderte derselbe große Festigkeit, wenn er dem Drucke der Hunderte von Zentnern Metali widerstehen sollte, die nach Öffnung der Zapfen mit einem Male in die Tiefe stürzten, anderseits mußte derselbe doch locker genug sein, um der bei so plötzlich entwickelter großer Hitze sich ausdehnenden Luft, soweit dieselbe nicht schnell genug aus den Luftkanälen entweichen konnte, freien Durchgang zu lassen.

In einem Umfang von mitunter 80 Fuß und darüber, und bei 30 Fuß Tiefe drückte die Masse auf den porös gebrannten Kern natürlich mit großer Gewalt. Das mußte er aushalten. Er sollte aber auch der Spannung nachgeben, wenn das flüssige Erz erkaltete und sich in sich zusammenzog, denn sonst war ein Zerreißen des Gußstückes unvermeidlich. Trübe Erfahrungen von früher ließen mich gar Schlimmes für die umfangreichen unteren Gewandteile der Bavaria befürchten.

In solcher Sorge mich in Gedanken beschäftigend, ging ich einmal gegen den Abend über den Promenadenplatz. Zwei offene Schmieden ragten damals in den Platz weit hinein; eine, wo heute das große Eckhaus an der Hartmannstraße steht, die andere mehr gegen das östliche Ende desselben. Hundertmal war ich daran vorbeigegangen, heute blieb ich stehen, es glühte mir ein geschmiedeter eiserner Reifen entgegen, den

zwei Gesellen aus der Esse hoben und schnell über die Rundung eines großen Wagenrades schoben. Das Holz ächzte in den Fugen, als im Erkalten der Reifen die Teile aneinanderpreßte.

Wie ein Lichtstrahl fuhr mir's durch den Sinn: das könnten wir ja auch so machen! Bei dem nächsten großen Gußstücke legte ich um den ganzen Hohlraum der Form einen mächtigen schmiedeeisernen Gürtel. Das einströmende Erz brachte denselben zum Glühen. Während nun die Bronze in heißem Zustande brüchig ist, behielt das Eisen seine zähe Widerstandskraft, und ich hatte erreicht, das beim Zusammenziehen und Erkalten das Eisen den Widerstand des Kernes überwand und das früher so gefürchtete Reißen des erzenen Mantels verhinderte. Ein schwerer Alp war mir für die Folge damit vom Herzen genommen und das Rätsel gelöst, das mir lange so viel Kopfzerbrechen gemacht.“

Eine andere Aufgabe, zu welcher ein rasches Gehorchen und opferwillige Hingabe der Arbeiter gehörte, war das sogenannte Brennen der Formen. Veränderte Einrichtungen haben heute die Erinnerung an dieses mühevollen Stück Arbeit fast verwischt.

Waren die Formen getrocknet, so wurden sie, mit der Innenseite nach oben, im Gußhaus ausgebreitet und gleichmäßig mit Holzkohlenfeuer bedeckt. Um dasselbe zu unterhalten, das Festlegen der Asche auf demselben zu verhindern usw., war es notwendig, den Raum trotz der übergroßen darin herrschenden Hitze nicht nur zu betreten, sondern auch darin zu arbeiten. Ein gelehrter Freund des Vaters hatte behauptet, daß es unmöglich sei für Menschen, in solcher Hitze zu atmen. Es mußte aber sein und ging auch wirklich. Auf ein gegebenes Zeichen wurden die Türen geöffnet, und alle dazu Befohlenen, Mund und Nase durch Tücher verhüllt, eilten, mit Blasebälgen und Reisigbüscheln versehen, zur Arbeit. Ohne zu sprechen, so rasch als möglich, wurden die Formen gereinigt, neue Kohlen aufgelegt und nach Erledigung der Aufgabe das Gießhaus wiederum verlassen.

Waren Türklinken und alle Eisenteile auch glühend heiß, so scheint doch die Natur auch hier einen Ausweg zu schaffen. Die rasche Verdunstung des hervortretenden Schweißes erzeugt wohl auf kurze Zeit eine isolierende Schicht gegen die umgebende trockene Hitze, so daß tatsächlich geleistet wurde, was vom rein theoretischen Standpunkte als unmöglich schien.

Bedenklicher und für den Neuling beängstigend waren dagegen die Wirkungen des entwickelten Kohlengases. Oft im Raume selbst, meistens aber erst einige Zeit darnach, fielen die Leute plötzlich wie leblos zu Boden. Ich selbst lag einmal lange bewußtlos und von den andern unbemerkt im Schnee. Auf heiße Steine geträufelter Essig und kaltes Wasser brachte die Betäubten jedoch bald wieder zu sich, und die Arbeiter schenkten der gewohnten Erscheinung nur wenig Beachtung.

Mehrmals war durch die fortgesetzte Hitze oder durch verdeckte Funken das Gebälke des Gußhauses in Brand geraten. Zwar hatte der Vater, in Voraussicht dieser Fälle, die Leute in Handhabung von Spritzen und Schläuchen geschult, trotzdem kamen Fälle vor, die ihre sehr bedenklichen und ernsten Folgen hatten. Von einem solchen erzählt der Vater selbst:

„Es handelte sich um den Guß der für Heidelberg bestimmten Statue des Fürsten Wrede. Die Arbeit war doppelt anstrengend in den heißen Sommertagen und ich wurde krank. Langsam ging die Arbeit voran und schwer wurde es mir, bei der Hitze im Gußhaus auszuhalten. Indes die Form wurde fertig, und der Tag zum Guß war festgestellt.

Unglücklicherweise fiel ein Funke zwischen Staub und Kohlenruß, der sich unter dem hölzernen Dachstuhl allmählich angesammelt hatte und plötzlich stand das Gebälke auf einer Seite in Flammen. Mit unserer Handspritze suchten wir das brennende Dach zu löschen, aber von außen konnte man nicht dazukommen, denn es war mit gußeisernen Platten gedeckt. Rasch verbreitete sich der Feuerlärm. Mein Sohn Ferdinand ritt in seiner Sorge auf nacktem Gaul in gestrecktem Galopp zum Feuerhaus durch die Stadt bis zum Jakobsplatz, und nicht lange, so kamen schon die Spritzen mit Unmassen von Menschen dahergerast.

Noch brannte das Kohlenfeuer ruhig im Kanal; das Metall im Ofen war nahezu zum Gusse reif. Da sah ich plötzlich einen Spritzenmann mit einem Schlauch gewaltige Massen Wasser auf den Dachstuhl senden. Gelangt Wasser zu dem flüssigen Erz in den Ofen, so ist eine Explosion unvermeidlich, läuft Wasser in den Kanal der Form, so ist die Form verloren.

Ich fühlte in diesem Augenblick keine Krankenschwäche; noch schweißtriend am ganzen Körper stürzte ich mich auf den Spritzenmann und reiße ihm den Schlauch aus der Hand. Draußen aber bei der Spritze, an welcher der Schlauch befestigt war, pumpten eine Menge Menschen. Während des Ringens um den Schlauch, und bis meine Leute zu Hilfe herbeieilen konnten, war es mir, als wenn der aus der Spritze kommende Wasserstrahl wie ein Dolch mir durch die Brust gedungen wäre. Zum Glück kam der städtische Baurat Zenetti, der die drohende Gefahr bald begriff und seine übereifrigen Feuerleute zur Ruhe und Ordnung brachte. Bald konnte ich gießen, und diesmal war der Guß gelungen.

Nun überfiel mich aber eine entsetzliche Schwäche. Ich mußte mich zu Bett legen, um so bald nicht wieder aufzustehen. Ein langwieriges Fieber trat ein. Minister von Zwehl schickte mir die zwei besten Ärzte Pfeifer und Lindwurm. Die Krankheit wurde gefährlich und ich mit den hl. Sterbesakramenten versehen.“

Ein andermal war der Meister nach geschehenem Gusse zu kurzer Erholung ins Gebirge geeilt. Die Mutter schlief in einem an das Dach des Gußhauses anstoßenden Zimmer. In der Nacht weckte heller Lichtschein sie aus dem Schlafe. Das Dach dicht vor dem Fenster stand in Flammen. Rasch entschlossen raffte die erschrockene Frau das Wichtigste an Wertsachen und Papieren zusammen. Erst als dies geschehen, weckte sie die vor Schreck kopflos gewordenen Dienstboten und den aus dem Arbeiterpersonal zur Sicherheit der Wohnung aufgestellten Wächter.

Die Vorsicht erwies sich als wohl gerechtfertigt; denn kaum war das Notwendigste in Sicherheit gebracht, da strömte auch schon Volk und Löschmannschaft in die Wohnung. Mehr als das Feuer Schaden bringen konnte, zerstörte die planlose Rettungswut. Möbelstücke wurden, um sie vor den Flammen zu schützen, durch die Fenster aus dem ersten Stock auf die Straße geworfen und zertrümmert. Nur mit Mühe gelang es, eine kostbare Statue, ja sogar einen wertvollen großen Spiegel vor dem Schicksal zu bewahren. Als der Vater, durch Eilboten eingeholt, am nächsten Morgen zurückkehrte, fand er ein Bild der Verwüstung. Wir Kinder waren von der Mutter in Sicherheit gebracht worden, und der Vater dankte Gott, daß das Unglück auf ersetzbaren materiellen Schaden beschränkt geblieben.

Doch zurück zu anderen Seiten des oft so aufregenden Berufes! War ein Stück zum Gusse fertig und der Flammenofen entzündet, so gewann die Arbeit etwas ernst Feierliches. Meistens übernahm der Vater selbst den Hauptteil der Nachtwache, wir Buben durften unter seiner Anweisung das Feuer im Ofen unterhalten. Geisterhaft erleuchteten die aus den Schwalchen züngelnden Flammen den weiten Raum, in dem Totenstille, nur unterbrochen durch das Prasseln des Feuers, herrschte. Erst mit dem grauenden Morgen wird's wieder lebendig. Wie Zyklopen arbeiten mit den Rührstangen, langen Bäumen und eisernen Scharren die bärtigen Gestalten am offenen Feuerschlund.

Besonders einer, der Former Dett, war wie ein Salamander, dem das Feuer nichts anhaben zu können schien. Wo ein schwieriger Platz, da stand er fest; der Vater konnte sich verlassen, daß die Leute ausharrten, wenn auch von allen Seiten glühendes Erz zu ihren Füßen im Kanale kochte oder aus den Luftröhren spritzte und ein feuriger Hagel auf die Umstehenden niederfiel. Bei Meister und Mitarbeitern galt es als unbegreifliche Feigheit, wenn einer (was nur äußerst selten geschah) in solcher Gefahr seinen Posten verließ.

Einmal hatte der Vater zum Einschmelzen eine große Summe französischer außer Kurs gesetzte Münzen gekauft, nicht höher natürlich im Werte als die gleiche Gewichtsmenge gewöhnlichen Kupfers. Zentnerweise zum Einschmelzen gebracht, hatte das rohe Metall auf Arbeiter und Zuschauer niemals besonderen Eindruck geübt. Als aber



Fig. 2. Umrühren des glühenden Erzes.

von dem Gelde ein Faß nach dem andern zu großen Haufen ausgeschüttet und mit breiten Schaufeln ins Feuer geworfen wurde, erschien das den Leuten so ungeheuerlich und wunderbar wie den Zeitgenossen Benvenuto Cellinis der Vorgang mit den angeblich silbernen (wahrscheinlich Zinn-) Gefäßen, die er beim Gusse seines Perseus dem Ofen übergab.

War endlich das Metall zum Gusse flüssig, die Probe genommen, der Kanal geräumt, und jeder Mann auf dem ihm angewiesenen Posten, so verwandelte sich das laute Hasten und Treiben in lautlose Stille. Alle, Zuschauer wie Gesellen, entblößten das Haupt: „In Gottes Namen!“ klang es von den Lippen des Meisters; dann drei dröhnende Stöße, und freigelassen aus dem Kessel, der es bis dahin gefangen hielt, strömt das flüssige Erz in die Verzweigungen der Kanäle. Wie ein glühender Gießbach, kochend und brodelnd, kommt's aus dem Ofen. Ein Zapfen nach dem andern hebt sich, dem Metalle Einlaß in die Tiefen der Form zu geben. Rauchende Dämpfe, mit Gewalt aus den Abzugsröhren gestoßen, steigen auf, und ihnen nach drängen feurige Brunnen — ein sicheres Zeichen, daß die Luft aus allen Teilen der Höhlung gedrängt und Metall die Form gefüllt hat.

Mit dem Ausruf: „Der Guß ist gelungen!“ bricht in kräftigem „Hoch und nochmals hoch und abermals hoch!“ der Jubel los. Mit Gottes Hilfe ist des Werkes



Fig. 3. Königl. Erzgießerei in München mit der „Bavariahütte“ (um 1844).

schwerster Teil getan und nicht minder glücklich als der Meister atmen freier auch die Gesellen — die Arbeit ruht.

Noch ist die Form nicht verkühlt, und schon sind geschäftige Hände bereit, Platz zu machen für Tische und Bänke. Jeder Arbeiter hat in althergebrachter Weise für das, was folgt, schon sein bestimmtes Amt. Neben dem großen Bierfaß in der Ecke werden Tannenbäume aufgestellt: Tagelöhner, Gießer, Ziseleure, Former und Schmiede, der Schöpfer des Werkes, andere Künstler und Freunde nehmen nebeneinander Platz. Die Kinder dürfen Brot, Würste, und was es sonst etwa noch gibt, verteilen. Dann spricht der Vater zu seinen Leuten. Der oder jener von den anwohnenden Gästen — Maler Jos. Petzl, Xaver Schwanthaler, Meister Moritz von Schwind fehlten selten — hält wohl auch eine Rede, und einer von den älteren Arbeitern läßt den Meister, seine Frau und all die Seinen leben. Es wird gesungen, Gedichte werden vorgetragen oder kleine Spiele aufgeführt, die allen lang bekannt, doch so notwendig zum Ganzen gehören, daß ohne sie das „Gußbier“ kaum zu denken ist.

War endlich die Figur vollendet und verpackt, so ging es an neues Kränzebinden. Ein Fuhrmann von Föhring, der seinen Stolz in das vom Vater ihm für solche Aufgaben geschenkte Vertrauen setzte und zwölf prächtige Hengste hatte, besorgte zumeist den Weitertransport. Die Pferde am Wagen wurden von der Mutter und den Schwestern mit Blumensträußen geschmückt. Auch die in blauen Blusen wartenden Fuhrleute bekamen Blumen auf den Hut gesteckt und ebensolche an die Peitschen gebunden.

Auf glückliche Fahrt zuletzt noch ein Glas Wein kredenzt — dann nahm alles Abschied von dem Werk, an dem oft so gar viel Sorge und so viel Erinnerung an ernste und wiederum freudig durchlebte Augenblicke hing.

Bei anderen besonderen Anlässen ging es auch hinaus vor die Stadt. In mit Tannenreis gezierten Leiterwagen fuhren die Arbeiter nach der Mengerschwaige, später wohl auch an den Tegern- und Starnberger See. — Auf den Höhen des herzoglichen Gutes Kaltenbrunn — anschließend an Vaters Bayerhof — war ein Eichenwald unter der Axt gefallen; aus dem Boden ragten nur mehr die Strünke der alten Baumriesen; da — bei einem solchen Arbeiterfeste überraschte uns wie Donner bei heiterem Himmel eine Kanonade, und von den Bergen hallt es im Echo zurück über den See. — Einige von den Gesellen, Zimmerleute und Schmiede, hatten Löcher in die Strünke gebohrt, Pulver und Pfropfen geladen, dann abgebrannt — das war ein Krachen und Knallen — hoch in die Luft flogen die feurigen Stöpsel, und begeisterte Rufe und Reden feierten Meisterin und Meister.

Diese prachtvollen Bilder ernster Arbeit und froher Feste vor Augen, wird es nunmehr doppeltes Interesse haben, zu sehen, wie diese für die damalige Zeit so überwältigend große Aufgabe, der Guß der Bavaria, sich vollzog. Ohne Beispiel und Vorbild mit Erfahrungen, die man erst während der Arbeit sammeln konnte, hieß es vorzugehen. Schon die Herstellung des großen Modells durch Schwanthaler brachte mancherlei Kummer. Neben der Gießerei hatte man eine riesige Bretterhütte errichtet, die von weither schon die Vorstädte Münchens überragte. Hier in dieser „Bavaria-Hütte“ arbeitete Schwanthaler mit einer ganzen Schar von Gehilfen an der Figur. Man hatte zahlreiche Galerien angebracht, bewegliche Fahrstühle eingerichtet zum Transport von Menschen und Material. Als schließlich die 54 Fuß hohe Figur vollendet war, war Schwanthaler unzufriedener denn je mit seiner eigenen Arbeit. Überall mußte noch geändert werden. Auf der einen Seite trug man Ton in Massen auf das Modell noch auf und an der anderen Stelle ging man mit Beilen und Hacken daran, ganze Zentner von Gips von der Figur zu beseitigen. Es lag die Gefahr vor, daß sich diese Auftragungen lösten, wenn man das Modell auseinandernahm. Dann wäre die ganze Arbeit vergeblich gewesen. Denn die Form des Hilfsmodells hätte man verloren. Mit Gewalt mußte man dem Künstler die Figur entreißen, und nun begann die Arbeit in der Gießerei. Welche



Fig. 4. Modell der Bavaria, von Schwanthaler.

Schwierigkeiten das Formen an sich machte, davon ist schon vorher gesprochen worden.

Zu den Sorgen der Arbeit kam die Besorgnis um des Onkels Leben. Ein schweres und sehr schmerzhaftes Leiden hatte Stiglmaier befallen, die Kräfte verließen ihn immer mehr, und schließlich am 14. März 1844 konnte er, in dem Gedanken beruhigt, daß seine Kunst mit ihm nicht verloren gehe, in den Armen seines Neffen sterben. Dem jungen Miller war Stiglmaier ein zweiter Vater geworden.

Das Einformen der Bavaria war so weit vorgeschritten, daß man nun mit dem eigentlichen Guß beginnen konnte.

„Es war am 11. September 1844,“ erzählt Miller, „als zwei dicke Rauchsäulen aus den Kaminen der Gießerei gerade gegen Himmel aufstiegen und verkündeten, daß heute ein großer Guß stattfinden werde.“

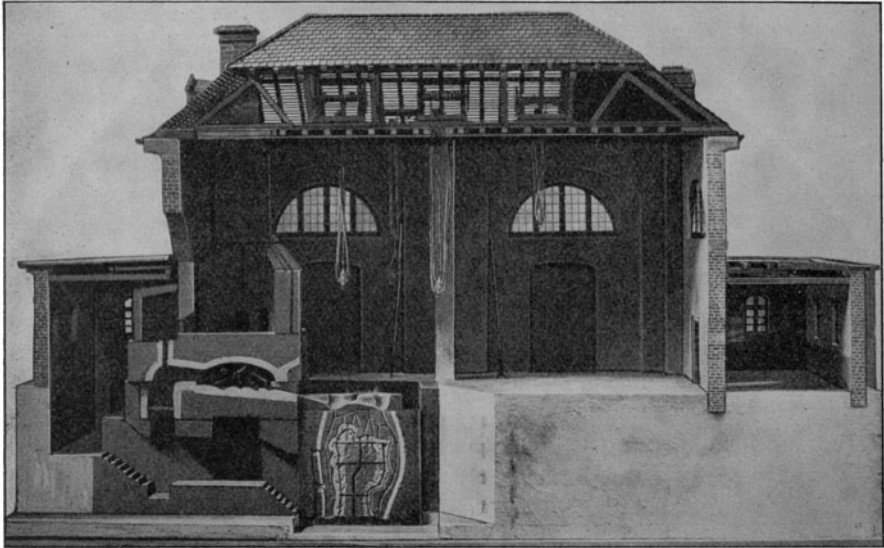


Fig. 5. Schnitt durch den Gießofen und die Form für den Kopf der Bavaria. (1830 bis 1831 erbaut; größte darin zum Flusse gebrachte Metallmenge: 25 312 kg.)

Ja, es sollte heute nicht allein das erste Stück der Bavaria, der Kopf derselben, es sollte auch mein erster großer Guß geschehen. Das Erz war flüssig im Ofen wie Wasser; viele Zuschauer, auch fürstliche Personen, waren zugegen.

Mit welchem kaltem Blute stieß ich sonst den Zapfen aus; heute war mir so bang, so ängstlich, doch es mußte vor sich gehen. Das Erz stürzte hinunter in die Form mit Macht. — Mit pochendem Herzen erwartete ich das frohe Zeichen an den Luftröhren, aber es will nicht erscheinen. „Da ist ein Unglück im Anzuge!“ durchschauert es mich. Rasch bitte ich die vielen Zuschauer, die Gießerei zu verlassen. Da höre ich es plötzlich furchtbar prasseln in der Tiefe. Gott! Die Form war zersprungen! Armdick strömte das Erz aus der Form. Schrecken lähmte mir alle Glieder, nichts mehr konnte ich tun, um zu retten, und einen Blick nach oben mit den Worten: Herr Gott, hilf du! — Das war alles, was ich vermochte. Stumm und still stand ich, mein Unglück zu schauen. Da erkaltete der Feuerstrom — es dringt kein Erz mehr in die Form — ich sehe noch flüssiges Metall auf der Höhe des Kanals — ein Hoffnungsstrahl durchzuckt mein Innerstes, ich steige schnell über den glühenden Kanal, um in die Luftröhren zu sehen. Welch ein Anblick, welche Freude! — Feurige Augen glotzten mich an aus denselben und doch so freundlich, so fröhlich! Welch ein Jubel, als ich ausrufen konnte: Glück auf! Der Guß ist gelungen!

Viel Schmerz, viel Freude habe ich schon erlebt, nie aber einen solchen Wechsel von Schreck und Freude empfunden. Wie brannte ich vor Neugierde, zu erforschen, wie das zugegangen.

Der Druck des Erzes hatte die zwei Fuß dicke Mauer und die Form durchbrochen. Vierzig Zentner Erz strömten aus der Öffnung; endlich erstarrt die flüssige Masse und erstarrt in einem Moment, wo nicht mehr dreißig Pfund aus dem Riß hätten entweichen dürfen, sonst — wäre der Guß mißlungen. Gewöhnlich nennt man so etwas einen glücklichen Zufall; doch mein Gefühl drängte mich, mein Haupt zu entblößen und die tiefempfundenen Worte auszusprechen: „Gott, Dir danke ich alles!“

Ein Jahr verging, und am 10. Oktober 1845 konnte man das Bruststück gießen. Man hatte einige Veränderungen getroffen. Statt mit Erde die Form einzudämmen, hatte man sie solide mit gewölbeartigem Mauerwerk umgeben, um dem Druck des Erzes zu begegnen. Besonders sorgfältig war der Kern hergestellt worden. Über den Guß selbst erzählt Miller:

„Von den vielerlei Arbeiten in dieser Zeit überhäuft, war meine Hauptsorge doch immer der große Guß der Bavariabrust. Seit einem Jahre arbeitete ich an der Form. Hunderte von Zentnern Eisen waren schon verbraucht; nichts wollte ich versäumen, was dem Gelingen des Gusses fördernd sein könnte. — Nur zwei Dinge beunruhigten mich stets: Wird der Ofen diese Masse Erz schmelzen? Wird der Guß bei der Einziehung im Erkalten nicht reißen, da der Umfang desselben so ungeheuer groß ist?

Ersteres zu erzielen, widmete ich dem großen Ofen meine ganze Sorgfalt; die Zuglöcher, die Roste erweiterte ich, daß der Luftstrom stärker wurde; trocknete alles an der Luft schön gedorrte Holz nochmals am Feuer usw. — Letzteres zu verhüten, machte ich den Kern aus zwei Schichten, die äußere Schichte von der sonst üblichen Kernmasse: Gips, Ziegel- und Kapselmehl, die innere von Sand. — Diese Arbeit machte mir viele Mühe, ich wurde aber später hierfür durch guten Erfolg belohnt. Viele Fuhren Kohlen gingen darauf, die Menge Formstücke, den ungeheuren Kern zu trocknen und zu glühen. Es war eine lange, anhaltende, anstrengende Arbeit. Doch das Mühevollere harrete noch meiner. Es war dies das Zusammenstellen der 50 bis 60 Zentner schweren und doch so zerbrechlichen Formstücke.

Vier Tage lang dauerte diese letztere Arbeit — von 6 Uhr früh bis 2 Uhr in der Nacht in der von betäubendem Kohlendämpfe erfüllten Grube.

Endlich war die Form geschlossen. Die Weite des hohlen, für das Erz bestimmten Raumes war gleichmäßig in allen ihren Windungen und betrug nur einen halben Zoll. Alles ließ einen glücklichen Erfolg hoffen.

Nun ging es an das Einmauern der Form. Alles, was sich rühren konnte, mußte helfen, Ziseleure, Former, Monteure, Schlosser, Schmiede. Ich ließ die ganze Grube massiv ausmauern; 12 000 Ziegel und 300 Metzen Gips waren schon am zweiten Tage verbraucht.

Als ich das Ende der Arbeit vorausberechnen konnte, ließ ich das Feuer im Ofen anzünden. Es war dies am 10. Oktober 1845, nachmittags 5 Uhr.

Im Ofen waren sechs türkische Dreißigpfünder-Schiffskanonen, dreizehn kleinere Kanonen, ebenfalls türkisches Geschütz, 60 Zentner Erz in kleineren Stücken, zusammen 330 Zentner. 50 Zentner wollte ich noch in den Ofen werfen, wenn das Metall flüssig war.

So matt und müde der Körper, der Geist war im höchsten Grade aufgeregte. An Schlaf war in dieser Nacht nicht zu denken; ein banges, schreckliches Gefühl beunruhigte mich, und die Stille der Nacht, das geisterhafte Licht, welches die aus dem Ofen brechenden gelben und blauen Flammenspitzen im Gußhause verbreiteten, war ganz geeignet, den bangen Zweifeln Raum zu geben und die Brust immer enger und enger zusammenzuznüren.

Inzwischen brannte das Feuer lustig im Ofen, und die Kanonen fingen schon an, sich zu biegen und zu schmelzen; hartnäckiger waren die kleinen Erzstücke. Nachmittags 3 Uhr am 11. Oktober war das Metall so heiß, daß ich beginnen konnte, den Rest des Erzes nachzusetzen. Ich mochte etwa zwanzig Zentner desselben im Ofen haben, als ich merkte, daß das flüssige Metall bedeutend erkaltete. Ich ließ stärker und stärker feuern; es half nichts. Ich legte kein neues Erz mehr nach, ich suchte das schönste Holz aus, ich warf Zinn und Zink in den Ofen, aber alles vergebens. Es hatte ein dichter

schwerer Nebel sich auf die ganze Gegend gelagert und drückte allen Rauch auf den Boden. Das Feuer brannte trüb und traurig, obwohl die Hitze immer ärger und ärger wurde. Das Erz lag nun im Ofen wie ein dicker Brei; drei Stunden früher war es doch schon flüssig! — Ich glaubte, die bange Unruhe wollte mir das Herz abdrücken; ich

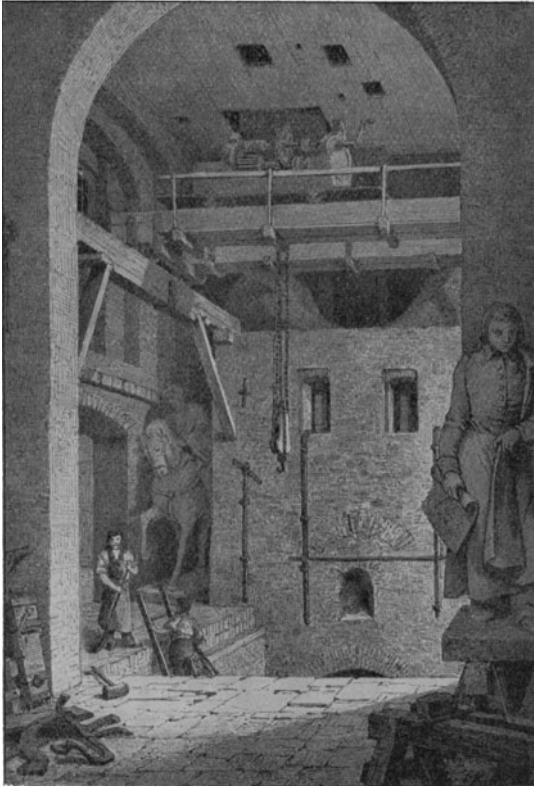


Fig. 6. Der große Gießofen mit der 30 Fuß tiefen Dammgrube.

suchte Hilfe bei dem Herrn, dem Gebieter über Wind und Feuer. — Wie kann da in solcher Not der Mensch beten! — Es wurde mir etwas leichter ums Herz; auch stärkte mich mein braves Weib mit einem Trunk Wein und tröstenden, ermutigenden Worten. Oh, welch ein Schatz ist dem Manne ein vernünftiges Weib!

Nun wollte ich eine Stunde lang gar nicht mehr in den Ofen sehen, um ruhiger zu werden. Aber als ich abends 7 Uhr das Metall noch nicht besser fand, da war alle Hoffnung dahin. Jahrelanges Mühen, Ruf und Vertrauen und der schöne, herrliche Ofen, mein ganzes Vermögen verloren.“

Ich muß hier bemerken, daß der Vater alle Güsse auf eigene Gefahr unternehmen mußte. Wäre nun im obigen Falle das Erz nicht flüssig geworden, so hätte man es erkaltet, ohne den Ofen einzureißen, nicht aus diesem herausbringen können. Bis der Ofen nun wieder mit großen Kosten erbaut gewesen, wäre unterdessen die Form durch Anziehen von Feuchtigkeit unbrauchbar geworden, denn auseinandernehmen ließ sie sich wegen ihrer Zerbrechlichkeit nicht wieder. Deutlich spricht schwere Angst aus seinen Worten, wenn er fortfährt:

„Ich kostete den bitteren Becher der Verzweiflung. Alles, alles hin! Das war der einzige Gedanke, den ich fassen konnte. Ich war matt und müde zum Sterben. Traurigen Blickes standen meine Leute um mich her und suchten aus meinen Augen zu lesen, wie es stünde. Was in mir vorging, durfte ich nicht merken lassen, um diese nicht zu entmutigen.

Wie schwer wurde es mir, sie zu ermuntern. Ich rief ihnen zu, das Feuer zu schüren, das Erz zu rühren, solange ihre Kräfte reichten. Ich faßte den verzweifelten Entschluß: entweder muß es schmelzen oder alles zugrunde gehen. — Diese entsetzliche Aufregung hatte mich in einen Zustand gebracht, daß ich unfähig war, eine klare Idee aufzufassen, was jetzt zu tun sei. Mein alter Vater, den die Sorge hergetrieben aus der Heimat, suchte mich zu überreden, daß eine Stunde Schlaf und Ruhe für mich jetzt das beste sei. Ich sehe noch den alten, braven Mann, Tränen in den Augen, mit aufgehobenen Händen bittend.

Die vielen schlaflosen Nächte mochten ihr Teil beigetragen haben, daß ich, kaum im ruhigen Zimmer sitzend, gleich einschlafen konnte. Doch lange sollte diese Ruhe nicht dauern. Schon nach einer Viertelstunde weckte mich der entsetzliche Ruf meiner Frau: „Mann, wach auf! Die Gießerei brennt!“

Weg war alle Müdigkeit. Ich flog in die Gießerei. Der Dachstuhl stand in Flammen. Doch die Vorsicht, Spritzen und Schläuche in Bereitschaft zu halten, steuerte dem nahen Unglück. Das Feuer war bald gelöscht. Hier zeichnete sich besonders einer meiner

Arbeiter, namens Geisler, aus, der nun auch mit sechs Mann beordert wurde, den Dachstuhl zu beobachten.

Und nun ging es wieder an den Ofen. Da denke man sich meine Freude; das Metall war etwas besser geworden. Ein lebendiger Westwind, der jetzt wehte, wie von Gott gesendet, blies kräftig in die wieder lustige Flamme. Immer fürchterlicher wurde die Hitze, aber auch immer flüssiger das Erz.

Nun war Lust und Leben überall. Meine Leute alle zeichneten sich aus. Keinem war die Anstrengung, keinem die Hitze zu groß. Mitternacht war es, als die Arbeiter alle um den Ofen standen, entblößten Hauptes. Auch wohl an hundert Zuschauer waren dabei, die bis zur späten Stunde ausgeharrt hatten. Sie teilten das heilige Mitgefühl, einstimmig in mein Gebet: „Herr Gott, hilf, steh' uns bei! In Deinem Namen beginnen wir!“

Siebenmal mußte ich mit dem großen Laßeisen aus aller Kraft an den Zapfen stoßen, so stark war der Druck des Metalls. Da stürzte die Furie, zischend und kochend, aus dem Ofen, die Glut und die Hitze waren gräßlich. Allmählich füllte sich der Kanal — einen Blick nach oben —, und nun ließ ich alle sechzehn Öffnungen der Form auf einmal aufmachen. Da bebte der Boden unter unseren Füßen, die Luftröhren spien gelben Rauch aus, der von ungeheurer Macht aus der Tiefe gepeitscht wurde. —Dies dauerte eine und eine halbe Minute. Endlich kam zuerst aus einer, dann sogleich aus allen zweiunddreißig Luftröhren flüssiges Erz und sprudelte lustig in die Höhe.

Jetzt der Jubel! Der Guß ist gelungen!

Hoch lebe König Ludwig! Hoch lebe unser Meister! Hoch!“ —

Eine von ihm erzählte Erinnerung an König Ludwig I. knüpfte sich auch an die Arbeit der Bavaria an, die hier nicht vergessen sei.

Meine größte Lebensaufgabe, die Bavaria, mußte in Angriff genommen werden. Es fehlte nicht an gnädigen Versicherungen des Königs, daß er mir diese gewaltige Aufgabe mit voller Beruhigung anvertraue.

Ich hatte mit dem Kopf der Statue begonnen. Außer den mir näher stehenden Künstlern und dem König hatte man nirgends viel von mir gehört, und nicht ohne Mißtrauen und Bedauern wurde von dem Gelingen dieser kolossalen Arbeit gesprochen. Wäre der Guß des Bavariakopfes mißlungen, so hätten alle gejammert: „Mit Stiglmayers Tod ist die Münchener Erzgießkunst verloren.“

„Wenn Sie den Kopf der Bavaria gießen, will ich dabei sein“, hatte der König verlangt. Nun ist es eine bekannte Sache, daß ein Unfall am leichtesten dann passiert, wenn hohe Personen zuschauen wollen, deshalb war mir darum zu tun, den König von dieser Idee abzubringen. Ich sagte ihm, es sei viel interessanter, wenn das Werk aus der Grube gehoben wird, wenn es gleichsam aus der Tiefe herauf erscheint, während bei dem Gusse selbst, ob nun ein Kunstwerk oder ein Dampfzylinder unter dem Mauerwerk verborgen, immer nur zu sehen sei, wie der flüssige Metallstrom aus dem Ofen stürzt.

„Gut,“ sagte der König, „dann will ich das Heraufziehen mit anschauen.“

In Rücksicht darauf hatte ich nach dem Gusse in der Grube schon die Gußkanäle und Luftröhren weghauen, den Kern herausmachen und das Ganze abbrennen, reinigen und fertigstellen lassen.

Eines Abends stieg ich in das Innere des Kopfes, um zu schauen, wie weit das Herausnehmen des Kerns gediehen sei. Drei Mann waren in demselben beschäftigt, und ich sah mit Staunen, wieviel freier Platz trotzdem noch übrigblieb. Am Abend nach Feierabend holte ich Leute zusammen, um zu probieren, wieviel Menschen im Innern wohl unterzubringen wären. 28 Mann fanden im Kopfe Platz!

Es war im Spätherbst, als mir der König mitteilte, daß er mehrere Gäste, darunter die Königin von Griechenland, seine Schwester, die Kaiserin-Witwe Karoline von Österreich, seine Tochter, die Großherzogin Mathilde von Darmstadt, die Königin Therese u. a. mitbringen werde.

Ich schlug ihm vor, nach dem Diner abends 6 Uhr zu kommen, worauf er sagte: „Wenn das bei Nacht nicht gefährlich ist, sei ihm diese Zeit sehr angenehm.“

Obwohl nun mein großer Flaschenzug auf 300 Zentner geprüft war, benutzte ich doch noch zwei Seitenzüge, steckte meine 28 Arbeiter in den Kopf, obendrauf (um zu beweisen, daß ich das Leben der Arbeiter nicht gefährde) meine zwei kleinen Buben Fritz und Ferdinand, beleuchtete das Gießhaus und den Ofen brillant, ließ aber die Grube finster — und nun schwebte der kolossale Kopf allmählich aus der finsternen Tiefe heraus.

— Der König war selig vor Freude. — Kaulbach hat diesen Moment benutzt zu einem Bilde an der neuen Pinakothek, das aber leider vom Wetter vollkommen zerstört ist und nur mehr in der Ölskizze existiert.

Als der Kopf etwa vier Fuß über der Bodenfläche schwebte, wurde die Brücke unter den Kopf geschoben, mit bengalischem Feuer der Kopf beleuchtet, und dessen Insassen brachten dem König ein schallendes „Hoch“ aus, das sich aber ganz unheimlich anhörte. Neugierig fragte der König, wo und wer denn das sei? „Das sind die Arbeiter, die mir bei diesem Guß geholfen und die im Kopfe stecken.“ — „So lassen Sie dieselben doch heraus!“



Fig. 7. Heraufziehen des Kopfes der Bavaria aus der Grube.

(Nach dem [jetzt zerstörten] Bilde von W. von Kaulbach an der Neuen Pinakothek in München.)

rief er. Ich legte eine Leiter an den in der Luft schwebenden Kopf. Zuerst erschien Fritz in seiner Bluse, machte mit seinem blausamtenen Käppchen seine ehrerbietige Verbeugung und stieg dann die Leiter herunter, dann Ferdinand ebenso. Die Damen waren entzückt über diese zwei mutigen Knaben. Dann kam ein Arbeiter um den andern, die sich auf der Brücke in Reih und Glied aufstellten. Das Staunen des Königs wuchs, so oft ein neuer Mann überraschend auftauchte; er zählte sie alle und rief bei jedem: „Theres! noch einer!“ Als es aber über zwanzig ging, nahm er mich beim Arm und sagte mir ins Ohr: „Man merkt gar nichts, wie machen Sie es denn, daß Sie immer wieder neue Leute in den Kopf, der doch in der Luft schwebt, hineinbringen?“ „Sie waren alle darin“, sagte ich — „à pas“ — er schüttelte den Kopf und ging wieder in neues Staunen über. Sehr gnädig und vergnügt verließen die hohen Herrschaften die Gießerei.

Ich setzte den Kopf noch auf die Brücke und nahm die Haarwuckel vom Scheitel herunter, um für den morgigen Transport des Kopfes in den Ziseliersaal alles vorbereitet zu haben. Schon um 8 Uhr des andern Morgens kam der König, nahm mich unterm Arm und sagte ganz zutraulich: „Jetzt erklären Sie mir aber, wie Sie das gemacht haben, es war reizend, und niemand merkte was.“ Meine wiederholte Versicherung, daß alle, die aus dem Kopf gestiegen, auch wirklich darin untergebracht waren, nahm er sehr ungnädig auf. „Das ist nicht wahr; das ist nicht möglich,“ lautete seine barsche Antwort. Ich gab zwei Arbeitern (Dett und Kögel) ein Zeichen und sagte dem König: „Majestät glauben mir vielleicht auch nicht, daß in dieser Haarwuckel (es war die Haarwuckel, in welcher die vergoldete Inschrifttafel eingesetzt ist) zwei Mann stecken?“ Er guckte hinein und war ganz erschrocken, darin zwei lebendige Menschen zu sehen. Immer noch zweifelnd, befahl er: „Gleich herauskommen!“ und wie er die zwei Mann neben der Haarwuckel stehen sah, sagte er: „Nun habe ich gesehen und glaub' es doch nicht.“

Gar viele Schwierigkeiten waren zu überwinden. Die Furcht, mit dem genehmigten Gelde nicht auszureichen, das Abreißen des Metalls beim Erkalten, die fortgesetzte Gefahr beim Heben und Bewegen dieser kolossalen schweren Stücke u. dgl. machten mir viel Sorge. Dem scharfen Auge des Königs entging es nicht.

„Warum denn so traurig?“ sagte er eines Tages. „Weil diese Aufgabe für mich und für einen Menschen überhaupt zu groß ist.“ — In solchen Momenten verstand es der

König, den Leuten, die er brauchte, Mut und Begeisterung beizubringen. „Was fällt Ihnen denn ein, Miller, denken Sie an den Koloß von Rhodus, den haben auch Menschen ausgeführt, und an Lysippus — der mußte in einem Jahre im Auftrage Alexander des Großen 20 Reiterstatuen der jugendlichen Helden, die ihn im Kampfe umringt, und so sein Leben gerettet hatten, in Erz gießen; und Lysippus war nicht einmal so jung und kräftig wie Sie. — Also nicht mutlos, Miller, wer für die Nachwelt arbeitet, ist kein gewöhnlicher Mensch.“

Ein andermal sprach ich die Besorgnis aus, daß es mir unmöglich sei, mit Sicherheit zu berechnen, wieviel ich Geld brauchen werde und ob ich mit der genehmigten Summe ausreiche.

In diesem Punkte traf man es selten gut beim König. Eine Mehrforderung zu machen, war so gefährlich, wie mit einem Pulverfaß umzugehen; eine Explosion war da immer zu fürchten. Diesmal aber war er sehr gnädig. „Es ist nicht viel, das weiß ich, aber ich weiß auch, daß die Anforderungen meiner Künstler immer so bescheiden sind, daß ich nur durch deren Opferwilligkeit imstande bin, in der Kunst so Staunenswertes zu schaffen!“ Er lobte meine Umsicht und Sparsamkeit, er sei überzeugt, daß es mir gelingen werde, mit der Summe auszureichen.

Mit dem Direktor von Gärtner, dem Schöpfer der Ludwigstraße und vieler anderer Bauten, ist weder Stiglmaier, der doch sein Jugendfreund war, noch ich bei dem vom König geplanten Arbeiten je zurechtgekommen. — So wollte der König auf dem Platze vor der Universität zur Erinnerung des Befreiungskampfes der Griechen mit den Türken und der schließlichen Königswahl seines Sohnes Otto ein Denkmal errichten, und zwar eine ehrene Säule mit vier wasserspeienden Löwen an deren Sockel. Die Säule sollte von Schwanthaler mit Reliefs nach Art der Trajanssäule ausgestattet werden, anfangend mit der griechischen Revolution bis zum endlichen Siege der Griechen und dem Einzuge ihres jungen Königs. Als Bekrönung der Säule war die Statue des Königs Otto bestimmt.

Im Hafen von Navarin hatten die Engländer — unter dem Vorwande, den Griechen beizustehen — die ganze türkische Flotte, die ihnen schon lange zu mächtig war, in die Luft gesprengt.

Nach Jahren versuchte man Wertvolles aus den versenkten Schiffen durch Taucher heraufzuholen. Dazu gehörten vor allem die Kanonen, die dann öffentlich verkauft wurden. König Ludwig erwarb über tausend Zentner solcher Kanonen, deren Formen höchst interessant waren. Eine davon liegt heute noch im Vestibül des bayerischen Militärmuseums; aus diesen Kanonen sollte die griechische Säule gegossen werden. Gärtner hintertrieb die Ausführung dieses Gedankens, warum, weiß ich nicht, und entwarf dafür die zwei gußeisernen Brunnenschalen. Wahrscheinlich hoffte er, einen andern architektonischen Auftrag als ein König-Otto-Denkmal zu erhalten. Diese Hoffnung wurde ihm aber zu Wasser. Ein architektonisches Projekt wurde allerdings gemacht, aber der klügere Klenze wand seinen Rivalen die Arbeit aus den Händen. Die Propyläen mußten als Abschluß des Königsplatzes gebaut werden, und Klenze schlug vor, die Giebel dieses griechischen Baues der Geschichte des Königs Otto zu widmen; dadurch erhielt Klenze von dem Geld der projektierten Ottosäule eine Summe, groß genug, seine Giebel mit Marmorgruppen zu schmücken. Mir aber kam der Vorrat an Kanonenmetall, das nun einmal vorhanden und schon bezahlt war, sehr zustatten, da der König eine ziemliche Anzahl Statuen in Erz herstellen ließ, die sonst wohl nicht ausgeführt worden wären.

Die Arbeit häufte sich immer mehr. Die Bavaria blieb nicht die einzige Aufgabe. Zahlreiche andere Denkmäler waren auszuführen. Nicht nur aus Bayern, aus ganz Deutschland, aus Österreich, ja, wie wir später noch sehen werden, vor allem aus Amerika kamen immer neue Aufträge¹⁾. Wochen gingen hin, ehe Miller wieder einmal ruhig mit den Seinen sich zu Tisch setzen konnte. Seine Frau brachte ihm wie einem Arbeiter Frühstück und Mittagbrot in einem sogenannten Einsatz zur Werkstatt. Auf die Balken, die herumlagen, setzte sich dann der Meister, um sein bescheidenes Mittagessen einzunehmen und mit seiner Frau zu sprechen. Viele

¹⁾ In 69 deutschen Städten finden sich Denkmäler, Brunnen und Statuen, die aus der Kgl. Erzgießerei in München hervorgegangen sind, während 132 Denkmäler, darunter 7 Reiterdenkmäler, im Ausland aufgestellt sind.

Nächte hindurch wachte Miller im Lehnstuhl im Gießhause, um eine Beschädigung der mühsam aufgebauten Formen zu verhindern. Auch nach der Gießerei selbst war man nun hinausgezogen. Das erste Haus in der Nymphenburger Straße lag doch zu weit entfernt.

Das Jahr 1848 brachte natürlich viel Unruhe und manche Sorgen, allerdings auch für die „Millerbuben“ manche höchst romantische Abwechslung im Alltagsgetriebe. Aus den Arbeitern der Gießerei wurde ein Freikorps gebildet, es wurde exerziert und manche fröhliche militärische Übung ausgeführt. Die ernste Seite zeigte sich darin, daß, mit Rücksicht auf die unsichere Zeit, alle Aufträge zurückgezogen wurden, und daß es immer schwerer wurde, für die Arbeiter zu sorgen.

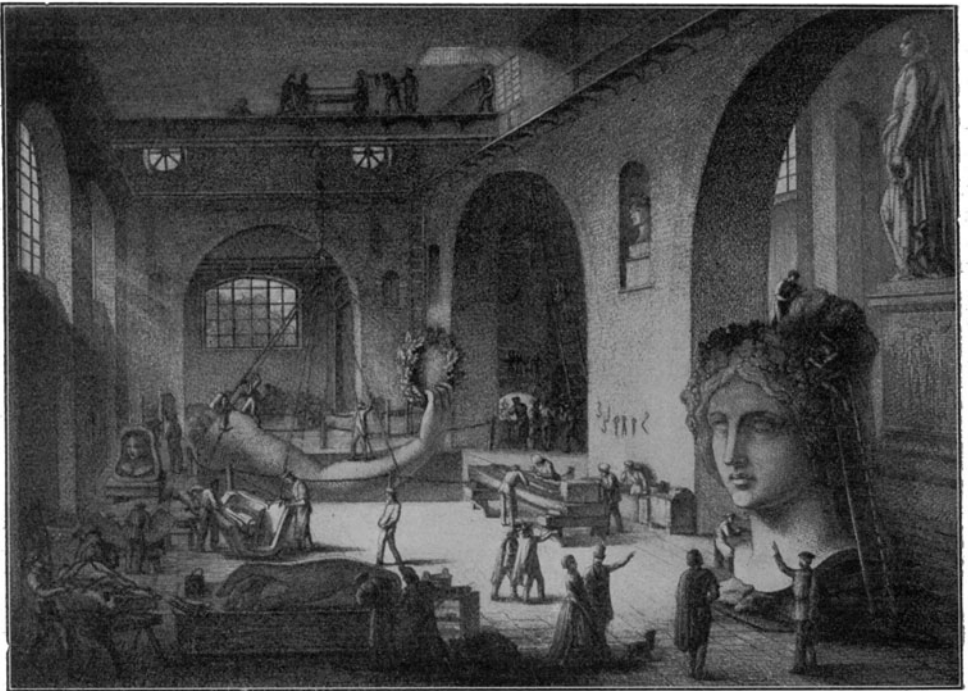


Fig. 8. Der große Formsaal mit Teilen der Bavaria.

Als großes Unglück wurde die ganz unerwartet kommende Abdankung König Ludwigs angesehen, des Königs, der „keine Schreibmaschine“ sein wollte. Er tröstete Miller, daß für die Künstler gesorgt sei, und daß das, was begonnen sei, auch zu Ende geführt werde. Aber der neue König Maximilian hatte nur 9000 Gulden jährlich für die Bavaria ausgesetzt. Damit war nichts anzufangen. Für die beiden Formen, die damals in der Gießgrube standen, waren allein für 36 000 Gulden Metall nötig. Alle verfügbaren Mittel waren schließlich zu Ende, auch die Bank wollte nicht mehr helfen. Miller ging daran, sein Privateigentum zu verpfänden. Schließlich half ihm ein Bankier aus, und er konnte seine Arbeiter wieder bezahlen. Auch König Ludwig half aus eigenen Mitteln wieder weiter, so daß die begonnenen Arbeiten, wenn auch langsam, doch zu Ende geführt werden konnten.

1850 war endlich die Bavaria so weit fertig, daß man nun an das Aufstellen denken konnte. Schwierig war schon der Transport der großen Stücke. 20 Riesen-

pferde wurden vor den Wagen gespannt, lange Seile waren daran befestigt, Hunderte von Menschen griffen mit den anwesenden Arbeitern zu, sobald es bergan ging. Arbeiter, Studenten, Soldaten, alles half. Als letztes Stück wurde der Kopf der Bavaria im festlichen Zuge zur Wiese gefahren. Endlich war die Aufstellung ohne ersten Unfall beendet. 15,768 m hoch, von der Sohle bis zum Scheitel, 18,1 m hoch bis zum Kranzabschluß gemessen, erhebt sich die Figur. Das Gewicht beträgt 71 933 kg; die Legierung besteht aus 92 vH Kupfer, 5 vH Zink, 2 vH Zinn und 1 vH Blei. Die Gesamtkosten betragen 218 886 Gulden, davon waren 202 892 Gulden bezahlt. Aus den Schlacken wurde noch Metall für 3000 Gulden gewonnen. So hatte man nach sechsjähriger anstrengender Arbeit einen Verlust von 12 994 Gulden

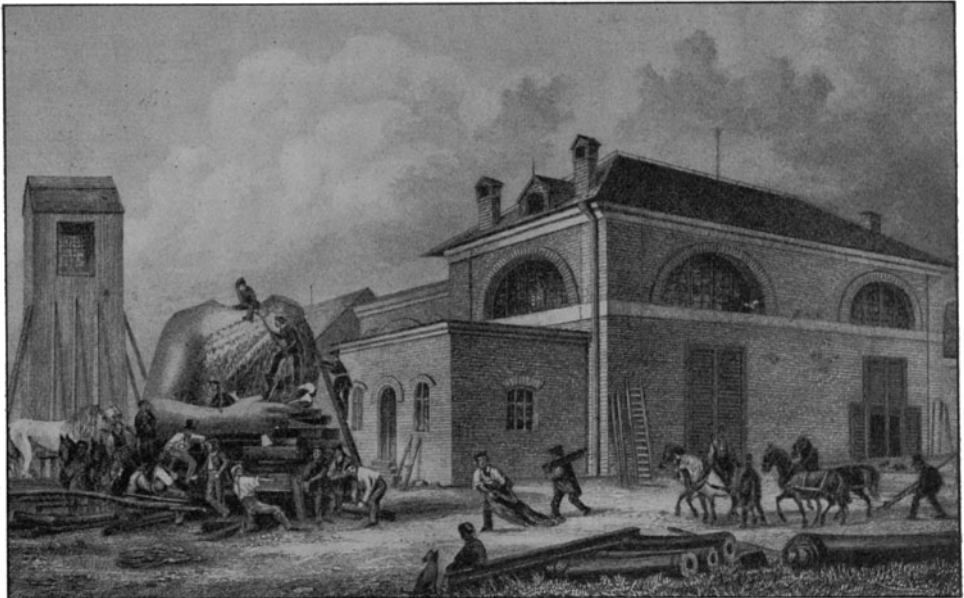


Fig. 9. Transport der Stücke der Bavaria.

erzielt. Es hatte sich auch hier wieder gezeigt, daß nicht immer die berühmtesten Arbeiten das meiste Geld einbringen.

Miller wollte mit der Enthüllung der Bavaria zugleich eine Huldigung für den König Ludwig verbinden, der seit seiner Abdankung nur wenig in die Öffentlichkeit gekommen war. Die Minister fürchteten, daß diese Feier zu einer Demonstration gegen den Sohn werden könnte, und machten Miller mit seiner Stellung dafür verantwortlich. Er aber behauptete, daß man niemals den Sohn kränken könne, wenn man den Vater ehre. Eine hohe, das Standbild noch überragende Bretterwand war vor der Bavaria aufgebaut. Unter Kanonendonner wurde auf ein gegebenes Zeichen die Wand gestürzt, und die goldglänzende Bavaria, das größte Kunstgußstück alter und neuer Zeit, stand vor den Augen Münchens. Der König brachte seine Eindrücke und Empfindungen den Anwesenden gegenüber mit den Worten zum Ausdruck: „Ich bin 64 Jahre alt, habe viel Schönes gesehen, so Schönes noch nie. Ich habe viele Freude erlebt, doch eine solche Freude noch nie. Es ist der glücklichste Tag meines Lebens. — Entschädigt mich für alles!“

Gleichzeitig mit der Bavaria führte Miller die für das Siegestor bestimmte Quadriga aus. Die Kunde des von dem Prinzgemahl Albert so sehr geförderten Gedankens der ersten großen Weltausstellung in London war auch nach München gedrungen, und Miller entschloß sich, einen der Löwen der Quadriga als Rohguß zur Ausstellung zu schicken. Es erzählt von dem für einen Münchener Gießereimeister damals recht kühnen Unternehmen:



Fig. 10. Bavaria-Denkmal vor der Ruhmeshalle in München.

„An einem Sonntagmorgen im Herbste des Jahres 1850 las ich im Bette von der großartigen Idee einer Weltausstellung aller Völker, welche die Engländer für London planten. Die Sache interessierte mich außerordentlich. Ich weckte meine Frau und schilderte ihr die Wichtigkeit des Gedankens einer solchen Ausstellung. — „Ja, hättest du denn etwas auszustellen?“ meinte sie.

Ich dachte sofort an einen der vier Löwen vom Siegestor. — „Welche Arbeit, solchen Kolob nach London zu senden. Welche Mühe, welche Kosten, welches Risiko!“ war ihre Sorge.

Es konnte mich nicht abbringen von meiner Idee. Ich stand vom Bette auf, fuhr mit der Flugmaschine in den Ziseliersaal, wo zwei von diesen mächtigen Kerls lagen. Darunter wählte ich den Löwen aus, der links an die Deichsel gehörte. Dazu noch zwei von fünf eben in Arbeit befindlichen Figuren für Böhmen, die Libussa und Premislaus. Den Löwen als Beispiel eines kühnen Gusses, die beiden andern Figuren als fertig ziselierte und mit Sorgfalt vollendete Arbeiten.

Noch am selben Tage meldete ich mich bei dem Vorstand des bayerischen Ausstellungskomitees. Statt mich in meiner Absicht zu ermuntern, meinte der Herr: „Das ist ja ein Unsinn, den Sie da planen. Wir selbst haben dafür kein Geld, und Sie Ihrerseits haben nicht überlegt, was es heißt, solche Kosten allein zu tragen.“

In meinem Ärger über solche Abweisung blieb ich nun erst recht entschieden, die Idee durchzuführen. Ich traf rasch alle Vorbereitungen, und im Frühling 1851 war mein Löwe das erste Stück, welches in den von aller Welt angestaunten Kristallpalast gebracht wurde. Alles, was irgend konnte, wanderte nach London. Auch ich ging hin mit Maler Ruben, den ich in Prag abgeholt hatte, und freute mich des wunderbaren Anblicks.

Prinz Albert, die Seele der Ausstellung, hatte bestimmt, daß für die besten Werke Medaillen ausgegeben werden sollten, und zwar eine große Medaille als höchste Auszeichnung und zwei kleinere als zweiter und dritter Preis. Eine Vertretung, aus allen Staaten gewählt, sollte als Jury über die Zuteilung der Auszeichnungen bestimmen.

Nun galten die Franzosen ja noch immer als die ersten Erzgießer der Welt. Sie hatten auch nach London schöne Güsse gebracht; es schien ganz undenkbar, daß ein deutscher Gießer den Vorrang über sie erringen sollte. Mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln wurde gekämpft. Da trat für mich der Württemberger Steinbeiß ein. Er forderte in bestimmtester Weise sachliche Vergleiche, und die Engländer gaben den Ausschlag, daß danach die erste Medaille mir zugewiesen wurde.

Das war ein Erfolg, dessen Bedeutung heute kaum mehr begriffen wird. Während der Präsident Napoleon den preisgekrönten Franzosen in den Tuilleries unter feierlichem Gepränge die von ihnen errungenen Medaillen überreichte, hat man mir die mit so großen Opfern errungene und vielbenedete Auszeichnung durch einen — Ausgeher zugeschickt.

Ist es nicht wunderbar, daß es doch noch immer Männer bei uns gibt, die unverdrossen und mutig fort kämpfen für Bayerns Ehre und nationalen Wohlstand. Wenn das Opfer, das ich gebracht, und der errungene Sieg auch in der Heimat wenig Anerkennung gefunden haben, wurde die Leistung der Münchener Erzgießerei desto mehr von fremder Seite beachtet und besonders die Aufmerksamkeit der Amerikaner auf München gelenkt. Ich fand in der Folge meinen damaligen raschen Entschluß und alle daran hängende Sorge reichlich belohnt.

Der Transport des Löwen machte auf dem Heimweg noch unerwartete Schwierigkeiten. Das Schiff, auf welches derselbe verladen war, blieb zwischen Düsseldorf und Köln im Eise stecken. Der Winter war streng, und erst mit dem anbrechenden Frühling erhielt ich das Stück in die Gießerei zurück.“

Besonders bemerkenswert war auch die geschäftliche Verbindung mit Amerika, die sich in dieser Zeit entwickelte. Als 1848 die Unruhen das geschäftliche Leben fast ganz zum Stillstand brachten, als Miller nicht mehr wußte, wovon er und seine Arbeiter leben sollten, da faßte er den Gedanken, nach Amerika auszuwandern, um sein Glück in dem neu entdeckten Goldland Kalifornien zu suchen. Alle seine Arbeiter wollte er mitnehmen. Mit diesem organisierten Verband, wo einer sich auf den anderen vollständig verlassen konnte, glaubte er in den noch unentwickelten Verhältnissen Amerikas schnell vorankommen zu können. Der König hatte damals selbst eingegriffen, um Miller die weitere Existenzmöglichkeit in Bayern zu ermöglichen. Aber diese Verbindung mit Amerika kam nun in anderer Weise, als Miller es gedacht hatte, zustande. Thomas Crawford¹⁾ hatte ein Reiterstandbild Washingtons von 22 Fuß Höhe gearbeitet, und da er von den Leistungen der Münchener Erzgießerei gehört hatte, sandte er das Riesenmodell nach München mit der Anweisung, es gießen zu lassen, ohne auch nur etwas über die Güte der Ausführung und den Preis zu vereinbaren. Durch dies weitgehende Vertrauen fand sich Miller so geehrt, daß er seine ganze Kunst einsetzte, es so schön und so billig wie möglich zu machen. Vor allem galt es aber, die in einem Stück gegossene Reiterstatue unversehrt über das Meer zu bringen. In Richmond in Virginia sollte das Denkmal aufgestellt werden. Von München wurde die Riesenkiste auf einem eigens gebauten Wagen, der von 16 mit Blumen und Bändern geschmückten Pferden gezogen wurde, über Fürstfeldbruck und Augsburg nach Donauwörth gebracht. Um manche kleine Städte mußte man in weitem Bogen fahren, da die Kiste (rd. 7 m Höhe und Länge) durch die Stadttore nicht hindurchging, Wege mußten gebaut, Hauptstraßen verändert, Brücken gestützt werden. Man fand keinen Schiffer, der den Transport des großen Stückes übernehmen wollte. Miller kaufte selbst ein Schiff und mit eigener Mannschaft brachte er schließlich den Washington durch den Mainkanal und den Rhein hinunter nach Amsterdam. Hier gab es wieder die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Kein Dampfer wollte den

¹⁾ Thomas Crawford, amerikanischer Bildhauer, geb. 22. März 1814 in New York, gest. 10. Okt. 1857 in London; sein größtes Werk ist die Kolossalstatue der gerüsteten Freiheit für die Kuppel des Kapitols in Washington.

Transport übernehmen. Schließlich gelang es Miller, einen Reeder zu bewegen, sein im Bau befindliches Schiff mit einem teilweise abschraubbaren Deck zu versehen. So ließ sich der Washington im Schiffsraum unterbringen. Das erste große Bronze-gußwerk kam schließlich glücklich an, wurde aufgestellt, und der Ruf des deutschen Erzgießers war begründet. Von Crawford und anderen Künstlern kamen bald neue große Aufträge, und in 31 amerikanischen Städten stehen heute Denkmäler der Millerschen Gießkunst¹⁾.

Inzwischen war auch Miller aus dem königlichen Beamten, dem Inspektor der Gießerei, zum eigenen Besitzer geworden. Das kam so. Als König Ludwig I. gestorben war, wußte die Regierung, die für Kunstangelegenheiten wenig Interesse zeigte, nicht recht, was sie mit den von dem kunstsinnigen König errichteten Unternehmungen der Königlichen Erzgießerei, der Königlichen Glasmalerei-Anstalt und der Königlichen Porzellan-Manufaktur machen sollte, und kurz entschlossen bot sie die drei Anstalten zum Verkauf aus. Miller hatte es bis auf 800 Gulden Gehalt gebracht. Das war eine geringe Summe für die Vorteile, die dadurch der kunstgewerblichen Entwicklung des Landes geboten wurden, denn die Königliche Erzgießerei war jedem, der es wünschte, zugänglich. Für das Geldverdienen war sie nicht gebaut worden. Der Zweck war, in ihr die großen Denkmäler zu gießen, mit denen der König seine Hauptstadt schmückte. Für geringeres Geld als der Verkaufspreis betrug, ließ sich eine technisch viel besser eingerichtete und leistungsfähigere Gießerei errichten. Aber für Miller war das Geld noch nie zum Inbegriff der Lebenswerte geworden. Durch seine Jugenderinnerungen, seine Mannesarbeit, durch Freud und Leid, war er zu eng mit der Gießerei verknüpft, um sich leicht von ihr trennen zu können. Auch die Staatsverwaltung war sich klar darüber, daß für einen Verkauf der Gießerei wenig Aussicht wäre, wenn Miller sich selbständig machte. So einigte man sich schließlich auf einen Kaufpreis, der es möglich machte, die Gießerei zu übernehmen.

Schon als Millers älteste Söhne noch sehr jung waren, hatte der König, durch eine Krankheit Millers veranlaßt, es ihm sehr nahe gelegt, doch ja dafür zu sorgen, daß seine Kinder einst seine Arbeiten fortführen könnten. So hatte man sich in der Familie daran gewöhnt, den Beruf wenigstens der ältesten Söhne als schon vom Schicksal bestimmt anzusehen. Dem überaus stark entwickelten Familiensinn Ferdinand von Millers lag es nahe, auch seine anderen Söhne in engste Beziehung zu dem Werk zu setzen, das er vom Staat übernommen hatte. Fritz und Ferdinand, die ältesten Söhne, waren als Ziseleur und Gießer ausgebildet, Ludwig sollte die Herstellung kleiner Bronzen fabrikmäßig betreiben, Christoph eine Eisengießerei begründen, Oskar war zum Ingenieur bestimmt, Wilhelm sollte Bergmann werden und Alfons war als Kaufmann gedacht, der das ganze große Unternehmen geschäftlich verwalten sollte. Über Neigungen und Fähigkeiten der Söhne hat aber auch der Vater nicht Gewalt und so ist nach dieser Richtung hin der Plan des Erzgießers nicht zur Ausführung gekommen. Sein Sohn Ferdinand von Miller ist der eigentliche Berufsnachfolger des Vaters und er ist auch der selbständige schaffende Bildhauer, den der Vater so eifrig für sich selbst erstrebt hat. Im Sinne des Vaters ist die Erzgießerei unter Ferdinand und seinem jüngeren Bruder Ludwig weiter

¹⁾ Darunter befinden sich 3 Reiterdenkmäler und die figurenreichen bronzenen Tore des Kapitols in Washington.

Auch das von Prof. Hahn geschaffene, 6 m hohe Goethedenkmal für Chicago ist im September 1913 in der Kgl. Erzgießerei von Miller in München gegossen worden.

entwickelt worden. Eine große Arbeit, von seinen Söhnen ausgeführt, hat der Vater selbst noch erleben können, das ist der Guß der Riesen-Germania auf dem Niederwald. Aber eine sicher beherrschte Technik vermied die großen Aufregungen und Sorgen, die bei dem Guß der Bavaria noch eingetreten waren. Der Wunsch des Königs, die Kunst und die Erfahrung Stiglmaiers und Ferdinand von Millers den Nachkommen zu vererben, war in Erfüllung gegangen.

So sehr Ferdinand von Miller seinen Beruf liebte, so unablässig er hierfür tätig war, hat er doch stets noch Zeit gefunden, in erster Linie für seine Familie und seine Freunde, dann aber auch für Vereine, für die Gemeinde, für Staat und Reich. Eine wunderbare, schier unerschöpflich scheinende Arbeitskraft war ihm eigen und sein leidenschaftlich vorwärtstreibendes Temperament ließ ihn Schwierigkeiten überwinden, die vielen anderen unüberwindlich erschienen.

Gerade diese umfassende ehrenamtliche Tätigkeit des inmitten des praktischen Lebens stehenden schaffenden Mannes muß hier hervorgehoben werden. Immer wieder sollte darauf hingewiesen werden, wie sehr wir heute so wie früher diese selbstlose Tätigkeit in unseren Organisationen nötig haben, wie sehr wir aber auch hierfür gerade dankbar sein sollen. 1856 war Miller als Vertreter in die Münchener Gemeinde gewählt worden. Zuerst hatte er die Heiratsgesuche zu erledigen. Da ärgerte er sich manchmal, wie schwer es einem jungen Arbeiter gemacht wurde, sich zu verheiraten. Die Stadt hatte nur Angst, daß sie einmal ein solches Ehepaar unterstützen müsse und erschwerte nach Möglichkeit das Heiraten. Miller aber meinte, gerade die, die kein Geld hätten, sollten am ersten einen Hausstand gründen, denn das schaffe solide Arbeiter. „Eine tüchtige Frau sei viel mehr wert als der Nachweis von Vermögen.“ Bald kam mancherlei andere Arbeit dazu. Kennzeichnend für ihn ist die folgende kleine Geschichte: In München wurde die Gasbeleuchtung eingeführt. Die Stadt wollte mit der Gesellschaft einen Vertrag schließen und Miller verlangte, man solle einen Satz aufnehmen des Inhaltes, daß, wenn eine neue bessere Beleuchtungsart noch erfunden würde, dann diese Beleuchtung auszuführen sei. Daß man damals, als alle Welt staunend die Helle des Gaslichtes bewunderte, an eine noch bessere Beleuchtung denken konnte, ließ manchen den Kopf schütteln und der alte Herr von Maffei rief: „Jetzt ist dem Miller die Gasbeleuchtung noch nicht gut genug.“

In München hatte Miller ferner sehr an der Errichtung des neuen Rathauses mitgewirkt und auch nach anderer Richtung hin für die Entwicklung des kunstgewerblichen Lebens in München kräftig gearbeitet. Besonders eifrig hat er sich, um diese Ziele zu fördern, um den „Verein zur Ausbildung der Gewerbe“ bekümmert, den er mit einer Zahl von Künstlern und Bürgern der Stadt begründet hatte. Der Zweck des Vereines sollte der sein, Künstler und Handwerker wieder zusammenzuführen, wie es in der Zeit der großen deutschen Künstler so selbstverständlich gewesen war. Man errichtete eine Kunstgewerbeschule, stellte Preisaufgaben, man gab eine illustrierte Zeitschrift heraus, man organisierte kunstgewerbliche Ausstellungen und die geselligen Bestrebungen dienten ebenfalls in sehr zweckmäßiger Weise den Zielen des Vereines. In den 70er Jahren wurde Miller zum ersten Vorsitzenden des Vereins gewählt und als solcher setzte er es durch, daß die 1876 zur Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins geplante Kunstausstellung nicht wie beabsichtigt in den kleinen Räumen des Kunstvereines abgehalten wurde, sondern im großen Glaspalast. Miller organisierte die erste große allgemeine deutsche und österreichische Kunstgewerbeausstellung. Es war ein

großer Erfolg. Auch der junge König Ludwig II. erschien und war ebenso, wie eigentlich ganz Deutschland, erstaunt über das, was man hier mit einemmal als deutsches Kunstgewerbe schon zu zeigen vermochte. Vor der Ausstellung hatte der Verein ein Vermögen von 1050 Mark, nach der Ausstellung von 183 000 Mark. Damit ließ sich etwas anfangen und man dachte daran, ein eigenes Vereinshaus zu errichten. Unter begeisteter tätiger Mithilfe einer großen Anzahl von namhaften Künstlern entstand das eigene Haus. Am 1. Oktober 1878 wurde es eingeweiht und bei der Rede, die hier Ferdinand von Miller als Präsident des Vereines hielt, nahm er Gelegenheit, einen Überblick zu geben über die Entwicklung, die er schaffend mit erlebt hatte, und über die Ziele, denen er auch in wirtschaftlicher Beziehung zur Hebung des deutschen Kunstgewerbes zustrebte. Er führte aus:

„Im Jahre 1851 war es, als zum ersten Male in London bei der großen Weltausstellung die Völker in ihren künstlerischen wie industriellen Leistungen sich maßen. Wir Münchener gingen im vollen Bewußtsein unserer Kraft und unseres Wertes nach London, denn damals war in München, wie nirgends sonst, die Kunst energisch und warm gepflegt und geübt — König Ludwig I. wirkte ja in München.

Ich will nicht sagen: beschämt — aber tief bekümmert kehrten wir von jener Ausstellung zurück, denn wir mußten uns gestehen, in der Kunstindustrie, in der Entwicklung des Geschmackes noch lange nicht auf der Höhe wie andere Völker, besonders der Franzosen, zu stehen — es blieb uns nur der Trost, daß andere dasselbe sich sagen mußten. Die Klügeren, England voraus, hielten Umschau bei sich und suchten daraus Nutzen zu ziehen und untersuchten, was zu tun sei, es künftig besser zu machen. Es fand sich auch in München ein Kreis von Männern zusammen, die diese Erfahrung unserm Vaterlande nutzbringend machen wollten. In der Kunst zwar konnten wir es mit allen Völkern aufnehmen und brauchten keinen Vergleich zu scheuen; in der mit der Kunst verwandten Industrie aber war es anders, da fehlte Geschmack, Verständnis und Geschicklichkeit. Wir fragten uns: Sollte hier nicht gelingen, was in der Kunst erreicht war, warum soll unsere Kunstindustrie nicht auf gleiche Höhe zu bringen sein, wie jene der Franzosen? Wir bemühten uns, die Kluft, die zwischen Künstlern und Handwerkern im Laufe der Jahrhunderte sich gebildet, auszugleichen, Künstler und Handwerker einander näher zu bringen; eine Schule, eine Zeitschrift, eine Ausstellungshalle wurde gegründet. Die glücklich verlaufene deutsche Ausstellung von Werken der Kunst und des Kunstgewerbes im Jahre 1876 erfreute sich der Teilnahme und Bewunderung von ganz Europa und in ganz Deutschland trat neues Leben allüberall hervor zur Förderung der Kunstindustrie; Schulen und Vereine für Kunsthandwerk entstanden allenthalben und wirkten wohlthätig im Sinne unseres Vereins, der zum deutschen Vorort gewählt wurde.

Heute steht der Bayerische Kunstgewerbeverein wieder an einem Wendepunkt, an dem er neuen Anlauf zu nehmen hat; wieder bezeichnet diesen Moment eine Weltausstellung, wie bei seinem Beginnen, bei der uns Gelegenheit geboten wird, zu prüfen und zu vergleichen, welchen Standpunkt unsere Kunstindustrie zwischen den anderen Völkern einnimmt. Diese Ausstellung zeigt uns, wie der Kampf der Völker erster ist denn je, ganz besonders für uns Deutsche. Ist es denn noch möglich, bei solcher Massenproduktion, wie wir sie in Paris sehen, bei solcher Vollkommenheit der Arbeit, bei der Größe des Zusammenflusses von gewandten Kräften in unserm kleinen armen Bayern noch Kunstindustrie zu treiben? Ich bin sonst nicht mutlos, aber als ich diese Fülle von Erfolgen menschlicher Tätigkeit sah und unsere Verhältnisse mir lebhaft vor die Augen traten, da hat mich wirklich bange Mutlosigkeit befallen. Dieses Gefühl ist aber für die Deutschen um so drückender, weil einst unsere Väter in dem Kunstgewerbe die höchste, von allen Völkern angestaunte Vollkommenheit erreicht hatten — sollten wir wirklich das nicht mehr sein, nicht mehr werden können, was unsere Väter jahrhundertlang gewesen sind?

Meine Herren! Die Arbeiten, die ich speziell am besten zu beurteilen weiß und in Paris gesehen habe, die der Goldschmiede, Bronze- und Eisengießer, Holz- und Elfenbeinschneider usw., sind in vielen Fällen wunderbar schön — aber Größeres, Schöneres haben doch unsere alten deutschen Meister, ein Peter Vischer, ein Jamitzer usw., geleistet; sie sind auch jetzt noch nicht erreicht. Freilich, meine Herren, waren unsere Väter viel günstiger gestellt als wir, und wieviel schlimmer ist unsere Lage gegen die

derjenigen Nationen, mit denen wir nunmehr zu kämpfen haben! Uns fehlt vor allem jenes Nationalgefühl, das die andern Völker hierin groß gemacht und das auch wir Deutsche einst hatten. So kauft der Amerikaner nur wieder von dem Amerikaner, zumal Werke des Luxus, auch wenn er sie doppelt so teuer bezahlen müßte, als ihm der Fremde sie liefert; das können sie jeden Augenblick in Paris sehen, das fühlen alle jene, die mit Amerikanern zu tun haben; ebenso macht es der Engländer, deren Arbeiten im Vergleich zu uns Preise haben, die uns unerschwinglich scheinen; der Engländer aber ist zu stolz, fremde Ware zu kaufen, die man in seiner Heimat machen kann, und einem Franzosen fällt es überhaupt nicht ein, von Fremden etwas zu besitzen, da er die französischen Produkte unstreitig für die besten hält. — Wie ganz anders ist es bei uns: Alles Fremde, besonders was von Paris kommt, wird für besser gehalten als unsere eigene Arbeit, man kauft und verschafft sich, wenn immer möglich, Pariser Ware, unsere Frauen finden am schönsten, was von Paris kommt, und sind stolz darauf, sagen zu können: das ist direkt aus Paris gekommen, statt sich zu schämen und allenfalls zu verheimlichen, wie wenig Rücksicht man auf deutsche Industrie genommen. Der Kaufmann rühmt, daß er alles aus Frankreich und England bezieht und findet dadurch mehr Absatz; der kunstindustriebedürftige reiche Deutsche bezeichnet seine neue Hauseinrichtung mit hohem Selbstgefühl als französische oder englische Produkte, wenn er sie stolz seinen fremden Gästen zeigt. Das ist ein Hohn auf unsere Industrie, das ist ein großes Unglück für Deutschland; machen wir uns alle zur Aufgabe, dagegen fort und fort zu kämpfen, zu predigen, um von dieser Schande endlich frei zu werden!

Eine zweite Schwierigkeit, die wir zu bekämpfen haben, ist jene Professorenweisheit, die unsere Gesetzgebung leitet und sich so wenig um unsere Kunstindustrie bekümmert; man hält uns für groß genug, all unsere Grenzen aufmachen zu können; wenn wir fremde Ware billiger erhalten können, so soll hereinkommen, so viel da wolle; unsere Industriellen sollen sich nur bemühen, auch so billig zu arbeiten wie die Fremden; das Prinzip des Freihandels ist ein so hohes Ideal menschlicher Glückseligkeit, daß es von uns Deutschen zuerst selbst da durchgeführt werden muß, wo uns die Nachbarn ihre Grenzen verschlossen haben.

Die Herren beachten nicht, daß ihre eigenen Kinder in dem Kampf mit den industriell so entwickelten Nationen zugrunde gehen müssen, daß Deutschland jetzt schon als Absatzgebiet für fremde Überproduktion gilt, daß wir von dieser erdrückt werden und all unser Mühen und Streben so hoffnungslos zuschanden wird. Ich glaube zwar, daß sich in Berlin allmählich die Anschauungen etwas klären, man erschreckt nicht mehr vor dem Worte „Schutzzöllner“; im Vorjahre versuchte man, im Reichstage Mitglieder zu sammeln, die nicht für den Freihandel schwärmen, man brachte aber nur 10 Mann zusammen; vor wenigen Wochen wurde der Versuch erneuert, da kamen 183 Reichstagsmitglieder, und so gebe ich mich hierin der besten Hoffnung hin, man werde endlich zu praktischeren Anschauungen gelangen. Man hat doch immer Teilnahme für den Schwächeren, wenn sich ein großgewachsener Bursche mit einem Knaben balgt, unserer Kunstindustrie aber schenkt man den ausgebildeten Riesen gegenüber nicht einmal das Recht der Reziprozität; gönnt uns doch nur auf 10 Jahre den deutschen Markt und wir werden uns so kräftigen, daß wir dann die Konkurrenz nicht mehr fürchten!

Wie rasch hat sich Amerikas Industrie durch solche Schutzmaßregeln in den letzten zehn Jahren entwickelt — selbst Fürth und Nürnberg, wo so billig gearbeitet wird, empfinden diese amerikanische Entwicklung bedeutend. Die Freihändler sagen uns zwar, jeder Schutzzoll unterstütze die Faulheit des deutschen Handwerkers; solchen Vorwurf müssen wir bekämpfen, wo wir ihm begegnen, durch Wort und Tat.

Es gibt bei uns noch eine weitere Schwierigkeit, mit der der deutsche Industrielle zu kämpfen hat, von welcher der Amerikaner, der Engländer, der Franzose, ja selbst der Russe kaum eine Vorstellung hat: Man vertraut bei uns dem Handwerk, der Industrie kein Kapital an. Es ist ein ganz wunderliches Schauspiel, zu sehen, wie rasch unser deutsches Geld flüssig wird, wenn eine Eisenbahn in Amerika, Rumänien oder selbst in Indien gebaut wird, oder wenn irgendein fremdes Volk zum Kriegführen Geld braucht — solche zweifelhafte Papiere finden bei den Deutschen immer Käufer; wenn aber der tüchtigste Handwerker Geld nötig hat, seine Geschicklichkeit, seine Kunst zu größerer Entfaltung zu bringen, da wird er bei uns vergeblich suchen. So werden unsere besten deutschen Kräfte aus der Heimat getrieben, denn das englische, das französische Kapital fühlt sich immer am sichersten in der industriellen Tätigkeit hervorragender Männer.

Dieses unverständige Treiben unserer Kapitalisten soll und muß endlich in Deutschland auch aufhören.

Endlich haben wir noch immer mit einer kaum glaublichen Schwierigkeit zu kämpfen, das ist der eigentümliche Kastengeist, der in Deutschland überall noch herrscht, auch bei dem Künstler, wie bei dem Handwerker . . . Ich weiß nicht, warum unsere Künstler ihren von ihnen so hoch geschätzten Vorbildern, einem Albrecht Dürer, Holbein, Rubens usw., hierin nicht nachahmen, und warum sie nicht für die Industrie entwerfen, zeichnen und schöne Formen erfinden, sondern solches Schaffen unter ihrer Künstlerwürde halten. Ich möchte ihnen allen zurufen: Es ist dem größten Künstler eine Ehre, wenn er für Förderung des deutschen Handwerks wirkt! Jeder, der das Zeug dazu hat, soll auch der Industrie seine Ideen, seine Phantasien nutzbar machen, wie es die alten Meister der Kunst fast alle getan.

Unsere Handwerker andererseits schrecken nur zu leicht zurück vor neuen Formen, sie entschuldigen sich nur zu gerne mit dem Einwand, diese Ideale, diese gezeichneten Kunstgebilde seien ja sehr schön, aber sie seien nicht praktisch, die Ausführung sei nicht möglich, jedenfalls zu teuer usw. Meine Herren! Das ist grundfalsch; wenn Sie all Ihren Gewerbsprodukten den Stempel der Schönheit aufdrücken, ist es, als hätten Sie denselben einen Wechsel aufgeklebt, der sie erst wertvoll macht und überall zur Geltung bringen wird. Wollen Sie uns auf diesem Wege folgen, der Verein bietet Ihnen dazu die Hand; es ist zwar schwierig, die ideale, sprudelnde Phantasie des Künstlers mit der gewissenhaften, ruhig überlegenden Tätigkeit des Handwerkers zu vereinigen, allein ganz fest hoffe und glaube ich, daß dieses unser Vereinshaus wesentlich dazu dienen wird, eine Verständigung zwischen dem strebsamen Handwerker und dem talentvollen Künstler herbeizuführen. Der persönliche Meinungs-austausch ist einigend und anregend; man sollte es kaum glauben, daß in jener blühenden Kunstperiode Münchens die Künstlergesellschaft zum Stubenvoll ein ebenso wichtiger Hebel für die Münchener Kunstentwicklung war, wie das belebende Element jenes großen Kunstfreundes König Ludwig I.

München ist vor allem ein Boden, auf dem das Zusammenwirken von Kunst und Handwerk möglich ist; wir besitzen viele und reichbegabte Künstler, viele fleißige und geschickte Handwerker. Wir haben vortreffliche Schulen für unsere jungen Leute. Schicken Sie Ihre Söhne dahin, aber nicht zu lange, denn die Arbeit muß in der Werkstatt gelernt werden im Schweiß des Angesichts, das tüchtige Können muß dem Wissen folgen im Kunsthandwerk. Und ihr Meister, besichtigt unsere Museen, das füllt mit Nutzen und Genuß nach der Arbeit Mühsal die freien Stunden aus! Zwischen diesen Museen und unsere Schulen stellt sich unser Verein, das Gesehene, das Erlernte verwerten zu helfen; er soll sein, was einst die deutsche Bauhütte war, ein Verein von Meistern in Kunst und Handwerk und ihren Freunden und Gesellen.“

1869 wurde Miller auch in den Bayerischen Landtag als Abgeordneter gewählt. Er gehörte der bayerisch-patriotischen Partei an und widmete sich hier vorzugsweise den Fragen der Erziehung, den Aufgaben der Kunst und des Handwerks. Einmal hat er auch in eine große politische Frage eingegriffen und sich hierbei in vollster Überzeugungstreue auch in Gegensatz zu seiner Partei gestellt. Es war im Januar 1871 und die Volksvertretung wollte, um einen Druck auf schnellen Friedensschluß auszuüben, kein Geld mehr bewilligen für die im Feld noch stehenden Truppen. Dagegen erhob sich Miller.

„Ich habe in meiner Jugend einmal jene Orte besucht, ich habe Heidelberg, die Dome und alle die von den Franzosen verwüsteten Stätten als Ruinen gesehen und bin dann auf den Dom in Straßburg gestiegen, habe von hier aus die natürlichen Grenzen unseres deutschen Vaterlandes in blauer Ferne beobachtet und hinuntergeschaut über die deutsche, altherwürdige Stadt, die voll Rothosen wimmelte, und habe mir gedacht: Der Deutsche, der einst so glücklich sein wird, zu erleben, daß diese schönen deutschen Provinzen wieder unser sein würden, wie beneidenswert wäre der Mensch! Und jetzt, jetzt sind wir daran, jetzt haben wir das erreicht, und wir sollten unseren Truppen, die das mitterreichen helfen, wir sollten unseren Truppen, die jetzt, gerade jetzt in der größten Gefahr sind, die Mittel entziehen? Ich glaube es nicht, — man braucht von den heiligen Gefühlen eines Deutschen nicht wie ich durchdrungen zu sein, auch als guter Bayer

kann man das nicht wollen, Gott gebe, daß wir schon bis Ende Januar Frieden haben, aber einen ehrenvollen Frieden wollen die Deutschen und auch die Bayern.“

Seine Arbeiten im Landtag waren für die Kunstförderung ungemein ersprießlich. Wo keiner mehr die Hoffnung hatte, Geld flüssig zu machen, da erreichte er es. Die feurige Begeisterung, mit der er für die Sache, der er helfen wollte, eintrat und die felsenfeste innere Überzeugung von der Notwendigkeit, hier etwas zu tun, verschaffte ihm auch von Gegnern hilfreiche Unterstützung. Er erklärte der Volksvertretung, daß nicht nur die Könige dazu da seien, die Kunst zu unterstützen. Auch die Volksvertretung hätte diese Aufgabe, und tatsächlich bewilligte schließlich die Kammer 50 000 Gulden für die Finanzperiode zur Unterstützung der Kunst. Er setzte es ferner durch, daß die Künstlerstipendien der Königlichen Akademie wesentlich erhöht wurden. Sein großes Verdienst aber ist es, daß er mit einer ungewöhnlichen Zähigkeit den Gedanken verfolgte, der Kunstakademie ein neues großes Heim zu schaffen. Aus aller Welt waren Künstler nach München gekommen, die Räume langten nicht aus, unglaubliche Zustände bildeten sich heraus, niemand sah die Möglichkeit einer Änderung, denn keiner dachte daran, daß man in absehbarer Zeit die für den Bau einer Kunstakademie notwendigen Geldmittel von 1 bis 2 Millionen erhalten könnte. Millers Gedankengang war der, die Kunstakademie ist notwendig, segensreich für das ganze Land, die Verhältnisse, untes denen sie heute arbeiten muß, sind unhaltbar, also müsse n Mittel und Wege gefunden werden, dem abzuhelfen. Der Leiter der Akademie, Ka ulbach, der Minister und alle anderen in die Verhältnisse eingeweihten Männer gaben ihm recht, aber niemand hielt es für möglich, das erforderliche Geld herbeizuschaffen. Miller wußte, daß von den französischen Milliarden noch zwei Millionen vorhanden waren, für die eine bestimmte Verwendung noch nicht vorgesehen war. Das Geld schien ihm für den Zweck gut verwendet, den er im Auge hatte, aber der Finanzminister erklärte, daß die Soldaten behaupteten, das Geld sei von ihnen gewonnen und dürfe nur für sie verwendet werden. Er versprach aber selbst gegen einen solch kühnen Antrag, wie ihn Miller stellen wollte, nicht zu sein, und wünschte ihm viel Glück. Der Antrag wurde schriftlich gestellt. Er wurde beraten, aber man warf nun ein, ja, wie könne man einen Antrag behandeln, wenn man noch nicht wüßte, was der Bau kosten würde, wenn weder Pläne noch Kostenberechnungen vorlägen. Zwei Tage wollte man warten. Der Minister erklärte, daß es natürlich in zwei Tagen nicht möglich wäre, die gewünschten Unterlagen zu verschaffen. Miller aber wollte von einem „unmöglich“ nichts wissen. Er suchte und fand einen geeigneten Bau- platz in der Stadt und ging zu einem jungen Architekten ins Rathaus, Hauberisser, dem er ruhig erklärte, in 24 Stunden müsse er einen fertigen Plan für ein Akademie- gebäude machen, den er der Kammer vorlegen könne. Der Architekt erklärte, daß dazu ja nicht 24 Tage langten. Miller aber erzählte Hauberisser, daß er bereits bei seiner Frau gewesen wäre und ihr mitgeteilt habe, daß er, Hauberisser, in den nächsten 24 Stunden weder zum Essen noch zum Schlafen nach Hause kommen könne. Miller begann dann mit ein paar Linien seine Ideen aufzuzeichnen. Der Architekt erhob Widerspruch dagegen, suchte die Idee Millers zu verändern. Die Lust an der Aufgabe packte ihn, fertig aufgespanntes Papier war da und bald stand der Architekt, wie Miller es gewollt hatte, am Reißbrett. Abends um 6 Uhr war Miller wieder da mit einem Maurermeister. Fassade und Umriß waren bereits skizziert, der Maurermeister konnte schon mit der Kostenberechnung anfangen. Man beriet noch, welches Material man verwenden und mit welchen Figuren

man das Haus ausschmücken wolle; am anderen Tag um 12 Uhr war der Kostenschlag fertig und der Architekt lieferte um 2 Uhr seinen Plan ab. Um 4 Uhr war die ausschlaggebende Sitzung. Die Zwischenzeit benutzte Miller noch, um die Ausschußmitglieder zu besuchen und sie persönlich für den Plan zu erwärmen. Über diese Gewaltleistung Millers war man natürlich höchst erstaunt. Der Finanzausschuß bewilligte auf Antrag eines anderen Abgeordneten nicht nur die 1,6 Millionen, die der Bau kosten sollte, sondern die ganzen noch vorhandenen zwei Millionen Gulden. Aber gerade diese Summe erregte Widerspruch. In dem Abgeordnetenhaus selbst war die Annahme geradezu wieder gefährdet. Miller sollte als erster Redner den Antrag in der Kammer begründen. Begeistert sprach er für die Kunst und die Notwendigkeit, sie zu fördern. Ein Geistlicher trat ihm entgegen. Er wollte von einem Bedürfnis, von einem Beruf für die Kunst, der uns innewohne, nichts wissen. Ja er ging so weit, die Kunst an sich verantwortlich für die Entchristlichung des Volkes zu machen. Miller erwiderte, und seinen warmen Worten, die er für die Kunst fand, merkte man es an, das war nicht anempfunden, das war erlebt. Er schloß mit den Worten: „Die Kunst wird bei uns blühen, wenn Sie zeigen, daß wir sie ehren.“ Schließlich wurde der Sieg errungen. Mit zwei Drittel Mehrheit wurden die zwei Millionen genehmigt.

1874 wurde Miller in den Deutschen Reichstag gesandt. Auch hier trat er wieder in erster Linie für die Kunst und das Handwerk mit hinreißender Begeisterung ein. Das Reich sollte das emporblühende Kunstgewerbe gegen die Überschwemmung von dem günstiger arbeitenden Auslande schützen. Er wollte nichts davon wissen, daß man immer wieder von der Überlegenheit des französischen Geschmacks sprach. Er wies auf alles das hin, was das Mittelalter, die Renaissance geleistet hatte, auf die wertvollen Stücke in den großen Pariser Sammlungen, die deutschen Ursprunges waren. Wir müssen nur wieder den Mut haben, uns selbst etwas zuzutrauen, wir müssen es lernen, mit Recht stolz auf deutsche Leistungen zu sein.

„Wenn ein Deutscher, gerade in den Gesellschaftsklassen, die meiner Meinung nach vor allem berufen wären, die Kunstindustrie zu unterstützen, mir mit Vergnügen und mit einer Befriedigung Sachen zeigt, ‚seht diese schönen Arbeiten, sie sind direkt von Paris bezogen‘, da überkommt mich immer eine Schamröte, ich beneide den, der es noch erlebt, daß der Deutsche mit Stolz sagt, alles, womit ich mein Haus geschmückt habe und meine Wohnung und meine Frau, ist deutsche Arbeit.“

Auch mit dem Schutz künstlerischen Eigentums und mit den Beratungen des Musterschutzgesetzes hat sich Miller eingehend befaßt. 1878 wurde Miller nochmals mit 10 266 von 10 957 abgegebenen Stimmen in den Reichstag gewählt. Aber sein Gesundheitszustand veranlaßte ihn, seiner Tätigkeit zu entsagen. Einer seiner Briefe, den er an seinen Bruder, den Bürgermeister von Fürstenfeldbruck schrieb, zeigt besser als viele Worte, mit wie starkem Pflichtgefühl er auch zu dieser ihm als Abgeordneten übertragenen Arbeit sich stellte und wie er trotz des Gegensatzes zu der damaligen preußischen Regierung und der Mehrheit des Reichstags sich freudig als Deutscher fühlte.

„Du kennst die Gründe, die mich dazu bestimmen, nach einem vielbewegten Leben mich endlich zurückzuziehen aus den politischen Kämpfen und den Rest meines Lebens der Förderung unseres deutschen Kunsthandwerks, meiner Familie und meiner eigenen Seele zu widmen. — Ich dächte, nachdem ich als Künstler in dem mühevollsten Kunstzweig doch so manches geleistet habe, als Bürger im Gemeindegremium, als Bayer im bayerischen Landtag und als Deutscher im Reichstag den übernommenen Pflichten stets

streng nachgekommen, dürfte es mir niemand verargen, wenn ich mich endlich nach Ruhe sehne — auch fordert mein Auge, nachdem das eine nun vollends dunkel und finster geworden, die größte Schonung — habe ich aber einmal Pflichten übernommen, so kenne ich keine solche Schonung. Ich will dabei sein, wo es gilt, etwas zu wirken und die Kommissionen, die hier bis Mitternacht arbeiten, erfordern gründliches Studium und Verständnis der zu beratenden Gegenstände. Wer da sich schonen muß, der bleibe lieber weg.

Endlich weiß ich, daß mancher unter meinen Kollegen meine Begeisterung für ein einiges Deutschland nicht ganz versteht. Ich bin ein Gegner der preußischen Regierung wegen ihrer sinnlosen Verfolgung der Katholiken (es war zur Zeit des Kulturkampfes unseligen Angedenkens), ich bin ein Gegner der gegenwärtigen Majorität des Reichstags und der von ihr unterstützten heillosen Gesetze; aber nie werde ich mich zurücksehnen nach der Stellung, die Deutschland vor 1870, nachdem uns Österreich so leicht im Stiche gelassen, eingenommen. Ebenso wenig nach den Zeiten des Bundestages, wo der Deutsche zum Spotte der Völker war . . .“

Daß es Ferdinand von Miller bei den großen Leistungen, die er in- und außerhalb seines Berufes aufzuweisen hatte, auch an öffentlichen Anerkennungen nicht fehlte, ist selbstverständlich. Sein Heimatsort Bruck und die Stadt Weimar haben ihn zum Ehrenbürger ernannt, Wien hat ihm die goldene Salvator-Medaille und München die seltene große goldene Bürgermedaille verliehen. Er war Ehrenmitglied der Akademie und eine reiche Auswahl Orden war ihm zuteil geworden. 1875 verlieh ihm König Ludwig II. als seine höchste Auszeichnung den erblichen Adel.¹⁾ Das Wappen, drei weiße Schilde, zeigt in dem einen drei kleine Schilde, im anderen Feld den goldenen Kopf der Bavaria, und im dritten ein goldenes Mühlrad. Als Wahlspruch hatte man, ohne ihn zu fragen, „Kunst bringt Gunst“ gewählt, das Miller aber abänderte in „Rast ich, so rost ich“.

Die Persönlichkeit Millers, die wir hier in seiner Arbeit in und außerhalb des Berufes kennen lernten, tritt noch besonders kennzeichnend hervor, in den Grundsätzen, die er bei der Erziehung seiner Söhne anwandte. Auch hier sehen wir ihn wieder, gestützt auf seine eigene Lebenserfahrung, vielfach eigene Wege gehen, die von dem gebräuchlichen zuweilen weit abführten. Den Grundsatz, daß eigene Arbeit allein den Weg zum Lebensglück eröffne, wollte er seinen Söhnen einprägen. „Das Frühstück schmeckt nur dann, wenn es verdient ist.“ Wer etwas leisten will im Leben, muß früh daran gewöhnt sein, selbständig unter eigener Verantwortung zu handeln. Diese Tatsache, die bei uns glücklicherweise nach und nach auch die neue moderne Erziehungsweisheit mehr als bisher zu durchdringen beginnt, war Ferdinand von Miller selbstverständlich. Seine Söhne sollten so früh wie möglich lernen, sich Geld durch eigene Arbeit zu verdienen. Er zeigte den Knaben, wie man aus den Gips- und Schutthaufen neben der Gießerei noch manches herausfinden könne, was wieder zu benutzen sei. Dieses Altmaterial kaufte dann der Vater seinen Söhnen ab und ließ sie das erworbene Geld auch selbständig verwalten. Schon als kleine Kinder erhielten sie vollständiges Werkzeug und jede freie Stunde durften sie zur eigenen großen Freude in der Werkstatt zubringen. Aber nie duldeten Miller sie als „Zuschauer“ bei der Arbeit. Er verstand es, sie zu beschäftigen. Da mußten sie Ziegelsteine reinigen, abpicken und in ihren kleinen

¹⁾ Gelegentlich der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages Ferdinand von Millers am 18. Oktober dieses Jahres hat der Prinz-Regent Ludwig von Bayern mittels Handschreibens die Aufstellung der Marmorbüste „des um die künstlerische und kunstgewerbliche Entwicklung Münchens und Bayerns hochverdienten Mannes, des bedeutendsten und hervorragendsten Meisters der Erzgießerei des 19. Jahrhunderts“ in der bayerischen Ruhmeshalle angeordnet.

Schubkarren Material zuführen. Sie lernten bald Gips und Mörtel anmachen und als sie älter wurden, wurden sie mit der Erlaubnis ausgezeichnet, auch beim Einbau der Formen in Reih und Glied mit den Arbeitern mitzuschaffen. Das war dem Vater keine Spielerei. Aufs strengste hielt er darauf, daß von seinen Söhnen zum mindesten das gleiche geleistet wurde wie von jedem Lehrling, Handlanger und Arbeiter. Wie diese mußten sie sich auch bei den zu Anfang noch recht primitiven Einrichtungen auf den Laufbrettern der Aufzüge mancher Gefahr aussetzen. Sie hatten am Schmelzofen in der Nacht zu wachen. Der alte Miller unterschied nie zwischen angenehmer und unangenehmer Arbeit. Vor allem aber, wo es Gefahr gab, da wollte er und seine Söhne immer an der ersten Stelle stehen. So wuchsen die Söhne mitten unter den Arbeitern auf. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit wurde dadurch entwickelt, wie es heute wohl nur noch selten vorkommen mag. An den Winterabenden pflegte Miller seinen Söhnen die Erlebnisse Robinson Crusoes zu erzählen und er leitete sie an, Robinson insofern nachzuleben, als sie seine praktischen Erfahrungen nachzuahmen suchten. Sie lernten Korbflechten und alle möglichen anderen Hantierungen, zu denen ihnen der Vater Anleitung gab. Auch damit nahm Miller die Benutzung des Robinson Crusoe als Erziehungsmittel der heutigen Zeit voraus. Miller wußte, daß zum Erfolg des Lebens auch ein gesunder Körper gehört und so förderte er alle körperlichen Übungen seiner Kinder. Die Mädchen ließ er sogar Schlittschuhlaufen, was damals noch als etwas Unerhörtes angesehen wurde. Sobald die Söhne herangewachsen waren, sandte sie der Vater in die Fremde. „Unter Kameraden, bei denen kein anderer Vorzug gilt als der, den ihr euch selbst erringt, müßt ihr euch euren Platz erkämpfen. — Das ist die beste Vorschule für den Ernst des Lebens.“ Später sandte er seine Söhne nach Berlin auf das Königliche Gewerbeinstitut. Man kann Ferdinand von Miller wohl kaum eine besonders liebevolle Zuneigung zu Preußen nachsagen. Dem, was man allgemein als Preußentum oft in Süddeutschland zu bezeichnen pflegt, stand er, der begeisterte Oberbayer, innerlich fremd gegenüber. Das hinderte ihn aber nicht, vorurteilslos anzuerkennen, was Preußen mit seiner Disziplin erreicht hat. Er wollte das auch seinen Söhnen nach Möglichkeit zugute kommen lassen und so ließ er sie von einem Unteroffizier eines Garderegimentes in der Kaserne als freiwillige Rekruten nach preußischem Muster einexerzieren. Im besten Sinne des Wortes vorurteilslos bewies er sich auch in religiösen Fragen. Er, der innerlich von Herzen überzeugte Katholik, der immer wieder das große Glück, was ihm seine religiöse Lebensauffassung gebracht habe, bekannte, hat einige seiner Söhne in protestantische Häuser gegeben und zwei davon auch einem protestantischen Pfarrhaus anvertraut, das ihm von einem katholischen Seelsorger empfohlen war.

Die beiden älteren Söhne, Fritz und Ferdinand, die für die Gießerei bestimmt waren, durften auch die Kunstschule und Akademie besuchen. Sie studierten dann weiter in Berlin, Dresden, München und Paris. Aber wenn sie in Vaters Gießerei wieder tätig waren, dann mußte das Künstlertum beiseitegelegt werden. Früh um 6 Uhr waren sie wie jeder Arbeiter an der Arbeitstelle; Ausnahmen von der Werkstattordnung wurden nicht zugelassen. Von seinem ältesten Sohn verlangte der Vater, daß er in London als Geselle Arbeit suchen solle, denn der wahre Prüfstein für das wirkliche Können sei das, was „einem ganz Fremden“ die geleistete Arbeit wert sei.

Andere menschliche Eigenschaften, die Ferdinand von Miller am höchsten standen, waren Tatkraft, Entschlossenheit und Mut, „nur nichts Halbes“. Er

suchte nach Aufgaben für seine heranwachsenden Söhne, die diese Fähigkeiten zur Entwicklung brachten.

Mit größtem Interesse verfolgte er den Werdegang seiner Söhne. Seine ungeheure Geistesfrische machte es ihm möglich, sich immer wieder auch in ihm ferner liegende Arbeitsgebiete und Aufgaben hineinzuleben. Vor der Größe einer Aufgabe fürchtete er sich nicht. Eine kleine Geschichte aus dem Leben des jüngsten der Brüder erzählt Fritz von Miller, die hierfür kennzeichnend ist: Die bayerische Regierung hatte Oskar von Miller zum Studium der Frage, ob sich die Elektrizität zur Ausnützung der bayerischen Wasserkräfte verwenden lasse, auf die erste elektrotechnische Ausstellung nach Paris geschickt. Hier hatte er 1881 auch die ersten elektrischen Maschinen und die ersten Edisonschen Glühlampen kennen gelernt. In dieser neuen Technik schienen ihm ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten zu liegen und voller Begeisterung von dem, was er kennen gelernt hatte, kehrte er nach München zurück. Er wollte eine kleine elektrische Ausstellung im Kolosseum einrichten. Der Vater aber war mit den Ideen seines damals 27 Jahre alten Sohnes nicht zufrieden. „Wenn Du etwas zeigen willst — gleich richtig — sonst lieber nicht! Lade zu den Deutschen die Amerikaner, Engländer und Franzosen ein — aus einer großen Vorführung erst wird man den ganzen Fortschritt, das Neueste und Beste kennen lernen — und nur dann kann aus dem kleinen Plan ein Unternehmen werden, das München auf einem Gebiete bekannt macht, das ihm bis dahin noch ganz fremd geblieben.“ Und so schuf der Sohn die erste elektrische Ausstellung Deutschlands. Und dieser Geist des Vaters war ebenso in ihm lebendig, als er die erste große elektrische Kraftübertragung, die erste Überlandzentrale in Österreich, und vor allem in neuester Zeit das größte technische Museum der Welt zu schaffen hatte.

Wer die Lebensarbeit des Vaters zu überschauen versucht und sich ein Bild von seiner Persönlichkeit macht, der wird deutlich erkennen, wieviel von dem Wesen des Vaters auch in der Lebensarbeit der Söhne wieder zum Vorschein kommt. Die Eltern leben in ihren Kindern weiter.

Der Erzgießer Ferdinand von Miller, dessen Leben ein Herzschlag am 11. Februar 1887 das Ziel setzte, hat in rastloser Arbeit deutsche Kunst und Technik gefördert und weit über die Kreise seiner Familie und seiner Freunde hinaus wird er allen, die seine Lebensgeschichte zu verfolgen vermögen, das Beispiel eines ganzen Mannes geben. Er war „aus einem Guß“ und das macht ihn uns allen wert.
